

DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



Wir Schweizer

Das Schweizer Fernsehen lanciert eine interessante Debatte über Geschichte, Politik und Identität. *Von Peter Keller und Urs Paul Engeler*

Neue Serie: Der Fall Mörgeli

Teil 1: Wie Professor Condrau die Messer wetzte. *Von Philipp Gut*

«Der Nobelpreis war wunderbar»

Der Schriftsteller Günter Grass im grossen Gespräch. *Von Sven Michaelsen und Malte Herwig*





JAGUAR GRATULIERT DER WELTWOCHEN, DIE SEIT 80 JAHREN IM BLÄTTERWALD IHRE KRALLEN ZEIGT.

Wenn die WELTWOCHEN und JAGUAR etwas gemeinsam haben, dann ihre Fähigkeit, Menschen zu bewegen: So glänzt JAGUAR nicht nur mit atemberaubendem Design, sondern auch mit innovativer Technologie wie etwa dem instinktiven Allradsystem im XF 4x4, das die Kraft stets optimal auf die Vorder- und Hinterräder verteilt. Und die WELTWOCHEN regt die Schweiz Woche für Woche mit intelligenten Artikeln zum Nachdenken an. Wir gratulieren der WELTWOCHEN zu Ihrem Biss und dem runden Geburtstag.

Erleben Sie den JAGUAR XF 4x4 jetzt auf einer Probefahrt bei Ihrem JAGUAR-Fachmann.

JAGUAR.CH



JaguarSchweiz





Britischer Chic, Schweizer Perfektion. Breitling for Bentley verbindet das Beste aus beiden Welten. Stil und Performance. Luxus und Spitzenleistung. Klasse und Unkonventionelles. Leistungsstärke und Raffinement. Im Chronografen Bentley B06, dem Emblem dieses ausserordentlichen Universums, tickt ein von der COSC (Offizielle Schweizerische Chronometerkontrolle) – der obersten Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifiziertes Breitling Manufakturkaliber. Es zeichnet sich durch seinen exklusiven 30-Sekunden-Chronografen aus, der Zeitspannen äusserst genau misst. Der perfekte Mix aus grosser britischer Automobilkunst und grosser helvetischer Uhrmachertradition.

THE ESSENCE OF BRITAIN

Made in Switzerland by BREITLING



BENTLEY B06

BREITLING
— *for* —
BENTLEY

DER VOLLHYBRID-PIONIER GRATULIERT DER WELTWOCHEN ZUM 80. GEBURTSTAG.



**LEXUS
HYBRID
DRIVE**

LEXUS IS 300h F SPORT, AB FR. 58 250.-*

BEWAHRTE VOLLHYBRIDTECHNOLOGIE BI-XENON-SCHEINWERFER LED-TAGFAHRLICHT AUTOMATISCHE KLIMA-ANLAGE LEXUS MEDIA DISPLAY ENERGIEEFFIZIENZ-KATEGORIE A AB 4,3l/100km VERBRAUCH AB 99 g/km CO₂-EMISSIONEN** KOMPLETTESTE SERIENAUSSTATTUNG, ZUDEM ERHALTEN SIE EINE EINTAUSCHPRÄMIE UND BEI EINER PROBEFAHRT EIN PRICKELNDES GESCHENK IS 300h AB FR. 44 650.-* DEN IS GIBT ES AUCH ALS IS 250 IMPRESSION MIT V6-AGGREGAT AB FR. 42 550.-* JETZT TESTEN UND PROFITIEREN MEHR AUF LEXUS.CH**

+
**LEXUS PREMIUM
EINTAUSCHPRÄMIE
FR. 4 250.-
UND 3,9% PREMIUM LEASING**

ALTER BASISPREIS
IS 250 BUSINESS: FR. 54 100.-
NEUER BASISPREIS
IS 250 IMPRESSION: FR. 46 800.-
**LEXUS PREMIUM-
EINTAUSCHPRÄMIE: FR. 4 250.-
IHR VORTEILSPREIS: FR. 42 550.-***



IHR LEXUS PARTNER IN IHRER NAHE FREUT SICH, IHNEN DIE KOMPLETTE VOLLHYBRID-MODELLREIHE ZU PRÄSENTIEREN.



CT 200h VOLLHYBRID

IS 300h VOLLHYBRID

GS 450h VOLLHYBRID

LS 600h VOLLHYBRID

RX 450h VOLLHYBRID

LEXUS CENTER: BASEL EMIL FREY AG BERN-OSTERMUNDIGEN EMIL FREY AG CRISSIER EMIL FREY SA ERLENBACH-ZOLLIKON EMIL FREY AG GENÈVE EMIL FREY SA NORANCO-LUGANO EMIL FREY SA SAFENWIL EMIL FREY AG SCHLIEREN EMIL FREY AG ST.GALLEN EMIL FREY AG WETZIKON GRUSS EHLERER AG ZÜRICH NORD EMIL FREY AG

* Lexus Premium-Vorteilskonditionen gültig für Vertragsabschlüsse ab 01.09.2013 mit Inverkehrsetzung bis 31.12.2013 oder bis auf Widerruf. Unverbindlicher Basispreis IS 300h (2,5-Liter-Vollhybrid, 4-türig) ab Fr. 48 900.-, abzüglich Lexus Premium-Eintauschprämie Fr. 4 250.- = Vorteilspreis Fr. 44 650.-. Leasingrate monatlich ab Fr. 450.40 inkl. MwSt. Unverbindlicher Basispreis IS 300h F SPORT (2,5-Liter-Vollhybrid, 4-türig) ab Fr. 62 500.-, abzüglich Lexus Premium-Eintauschprämie Fr. 4 250.- = Vorteilspreis Fr. 58 250.-. Leasingrate monatlich ab Fr. 589.15 inkl. MwSt. Berechnungsbeispiel: alter unverbindlicher Basispreis (IS 250 business) ab Fr. 54 100.-, neuer unverbindlicher Basispreis (IS 250 impression) ab Fr. 46 800.-, abzüglich Lexus Premium-Eintauschprämie Fr. 4 250.- = Vorteilspreis Fr. 42 550.-. Leasingrate monatlich ab Fr. 430.40 inkl. MwSt. Sonderzahlung 25% vom Nettopreis. 48 Monate, 10 000 km/Jahr. Eff. Jahreszins: 3,97%. Kautions 5% des Finanzierungsbetrags. Restwert gemäss Richtlinien der Multilease AG. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt. Lexus Premium-Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten und Mobilität bis 10 Jahre oder 100 000 km (es gilt das zuerst Erreichte).

** Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 715/2007/EWG. Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 153 g/km. Die Verbrauchsangaben in unseren Verkaufsunterlagen sind europäische Kraftstoff-Normverbrauchsangaben, die zum Vergleich der Fahrzeuge dienen. In der Praxis können diese je nach Fahrstil, Zuladung, Topographie und Jahreszeit teilweise deutlich abweichen. Wir empfehlen ausserdem den Eco-Drive-Fahrstil zur Schonung der Ressourcen.

Intern

Der Fall Mörgeli steht, ein Jahr nach der Entlassung des bekanntesten Schweizer Medizinhistorikers, wieder zuoberst auf der Agenda. Er bewegt die akademische Welt ebenso wie die Bürger auf der Strasse. Die 1833 gegründete Universität Zürich wird durchgeschüttelt wie schon lange nicht mehr. Professoren schalten Inserate, der Rektor tritt zurück, die Staatsanwaltschaft ermittelt in alle Richtungen. Der Fall ist auch eine Art Fiebermesser für den Zustand der geistigen Elite, ein Test für ihr Urteilsvermögen. Wie konnte es so weit kommen? Was stand am Ursprung dieser Grossintrige? Wer sind ihre Drahtzieher? Wo



Neue Serie: Medizinhistoriker Mörgeli.

liegen noch Leichen im Keller? Welche Rolle spielt die Politik? Die *Weltwoche* startet eine neue Serie, die den Fall minutiös aufrollt. Lesen Sie in dieser Ausgabe Teil 1: «Condrau wetzt die Messer». Seite 36

Nachdem sich die *Weltwoche* Anfang Oktober nach der Berufsausübungsbewilligung eines leitenden Arztes erkundigt hatte, wiegelte die Kommunikationschefin der Universität Zürich ab. Tags darauf aber war «Dr. med. Dr. med. dent. Marius Bredell» auf der Homepage des Uni-Spitals zum «Dr. med. Marius Bredell» geschrumpft. Einige Tage später verschwand auch der «Dr. med.». Übrig blieben zwei Mastertitel. Bredell, der sich als falscher Doppeldoktor entpuppte (*Weltwoche* Nr. 45/13), war nicht der Einzige, der vom plötzlichen Titelschwund auf der Website betroffen war. Christoph Landolt bemerkte, dass auch bei einem weiteren Eintrag der akademische Grad angepasst worden

war: Aus «Prof. Dr. med. et med. dent. Joachim Obwegeser» wurde «Prof. Dr. med. univ. Joachim Obwegeser». Nachforschungen in Österreich ergaben, dass auch Titularprofessor Obwegeser nie eine Dissertation geschrieben hat. Sein Vorgesetzter und Förderer, Dekan Klaus Grätz, verschaffte Obwegeser sogar eine Professur. Seite 34

Ausgerechnet Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf stand ihr in der «Arena» zur Familieninitiative gegenüber: Die Finanzministerin betreute ihre drei Kinder weitgehend selber, deshalb konnte sie routiniert lächelnd betonen, ein Steuerabzug für Familien, die ihren Nachwuchs nicht in die Krippe schicken, sei verfehlt. SVP-Nationalrätin Nadja Pieren konnte sich auf der Gegenseite nur mit Mühe behaupten und musste in den sozialen Medien einiges an Hohn einstecken, weil sie fand, die Familien hätten auch einige Kosten, wenn sie ihre Kinder zu Hause behalten, etwa für die Amortisation der Spielsachen. Dabei hat die junge Kampagnenleiterin, die eine private Kinderkrippe führt, einiges an Lebenserfahrung zu bieten, wie Markus Schär erkannte, als er sie zum Gespräch traf. Dieses fand nicht in der Krippe statt: Nadja Pieren hat sie zur «journalistenfreien Zone» erklärt. Seite 60

Vor 80 Jahren, am 17. November 1933, erschien zum ersten Mal *Die Weltwoche – Unabhängige Schweizerische Umschau*. Aus diesem Anlass zeigen wir in der vorliegenden Ausgabe eine Übersicht über eine Reihe Artikel von grossen Autoren wie Winston Churchill, Golo Mann oder Niklaus Meienberg und mit brisanten Themen wie dem Fall Hildebrand oder dem Mord in Kehrsatz. Die vollständigen Texte dazu finden sich auf www.weltwoche.ch. Seite 41

Ihre Weltwoche

Anlageziele umsetzen.

LGT. Partner für Generationen.

LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig, Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Musciconico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



50 YEARS OF
CARRERA
TAG Heuer



Carrera
Series



A PARTNERSHIP TO
HELP PROTECT OUR PLANET

Leonardo DiCaprio and TAG Heuer have joined forces
to contribute to Green Cross International initiatives.
To learn more please visit www.tagheuer.com



TAGHeuer
SWISS AVANT-GARDE SINCE 1860

Zuwanderung

Warum beschleicht mich der Verdacht, Economiesuisse sei auf dem falschen Weg?

Von Roger Köppel

Die Schweiz braucht starke Wirtschaftsverbände. Es ist wichtig, dass den Leuten erklärt wird, was die wirtschaftlichen Konsequenzen politischer Entscheide sind. Ebenso entscheidend sind die Verbände als Kampforganisationen für die Unternehmen. Die von Natur aus mausarme Schweiz lebt vom Fleiss und von der Tüchtigkeit der hier arbeitenden Menschen. Die spezielle Beschaffenheit des Staates, sein freiheitlich-direktdemokratischer Charakter, produziert Anziehungskräfte für Betriebe und Leute, die etwas bewegen wollen.

Warum beschleicht mich der Verdacht, dass der führende Wirtschaftsverband Economiesuisse auf einem verhängnisvollen Kurs navigiert? Weil er sich gegen Vernunft und Intuition mit Volldampf dafür einsetzt, dass die ungebremste Personenfreizügigkeit aus der EU weitergehen müsse. Er bewirtschaftet die Absichten Brüssels, dessen Chefkommissar José Manuel Barroso mit wie immer drohendem Unterton kürzlich festhielt, wie sehr diese Personenfreizügigkeit im Interesse der EU liege. Das ist immerhin die Wahrheit, während die Economiesuisse der Schweiz einzutrichtern versucht, die Personenfreizügigkeit sei vor allem im Interesse der Schweiz.

Das ist natürlich Unsinn. Im Interesse der Schweiz und ihrer Betriebe ist ein freier Arbeitsmarkt, die Möglichkeit, dass die Schweiz weltweit (und nicht europaweit) die besten Arbeitskräfte holen kann. Ziel muss die Verpflichtung möglichst hoch qualifizierter Personen sein, deren Chance, im Krisenfall arbeitslos zu werden, gering ist und die, sollten sie dennoch ihre Stelle verlieren, aufgrund ihrer Qualifikationen sofort wieder angestellt würden, ohne die Sozialwerke zu belasten. Die Schweiz muss ihre Zuwanderung nach dem Prinzip einer Eliteuniversität oder eines Spitzensportteams organisieren: Sie muss attraktiv, also anziehend für die Besten sein und aus den Leuten, die kommen wollen, die richtigen auswählen.

Kein Land der Welt akzeptiert auf Dauer offene Grenzen und freien Personenverkehr. Die politische Sicherung der Grenzen ist eine Staatsaufgabe, auf die nur Staaten verzichten, die sich aufgeben wollen. Die EU wollte ab 1992 zu einem Staat werden. Deshalb löste sie die Binnengrenzen auf und führte die Personenfreizügigkeit ein, wie sie in der Schweiz zwischen den Kantonen Wallis und Graubünden funktioniert. Personenfreizügigkeit setzt voraus, dass die beteiligten Staaten fusionieren



«Denkbar wäre eine Aushöhlung der Alpen.»

wollen, oder aber, dass die Wohlstandsunterschiede zwischen den an der Personenfreizügigkeit beteiligten Staaten so gering sind, dass man sie wagen kann. Wenn ein wohlhabender Kleinstaat seine Grenzen für eine Zuwanderung öffnet, die nur an den schwachen Nachweis einer irgendwie gearteten Beschäftigung geknüpft ist, dann wird diese Zuwanderung so lange weitergehen, bis sich das Wohlstandsniveau dieses Staates so weit gesenkt hat, dass er als Zuwanderungsziel nicht mehr attraktiv ist und die Ausländer lieber zu Hause bleiben.

Es ist ein technokratischer Fehlglaube zu meinen, man könne das Management der Zuwanderung einfach den Unternehmen überlassen. Unternehmen handeln – das ist ihr gutes Recht – nach eigenen Interessen und nicht zwingend nach den Interessen des Staates, der immer mehr ist als die Summe der in seinem Gebiet tätigen Unternehmen. Wenn es gut läuft, holen Firmen günstige Arbeitskräfte aus den unerschöpflichen Personenfreizügigkeitsreservoirs des Auslands. Wenn es schlecht läuft, schieben sie die entlassenen Mitarbeiter in den Sozialstaat und in die Verantwortung der Allgemeinheit ab. Beim nächsten Aufschwung werden wieder neue Ausländer geholt – und so weiter. Der Staat trägt das Restrisiko in Wirtschaftskrisen. Deshalb muss er am Ende die Möglichkeit haben, die Zuwanderung nach übergeordneten Kriterien zu beeinflussen.

Die Politik erzählt den Leuten nicht die Wahrheit. Vor ein paar Jahren erklärte mir ein hochgestellter bürgerlicher Politiker in voller Überzeugung, die Personenfreizügigkeit sei im Interesse der Schweiz und matchentscheidend für deren Wohlstand. Unter dem Eindruck wachsenden Unmuts unter seinen Wählern sagt mir der gleiche Politiker heute, er habe nie behauptet, die Personenfreizügigkeit sei im Schweizer Interesse – höchstens indirekt, weil die EU die Personenfreizügigkeit unbedingt

wolle und die Schweiz die EU nicht verärgern dürfe. Die Argumente scheppern und scherbeln. Auf die Frage eines Journalisten, ob denn der Platz in der Schweiz bei anhaltender Nettozuwanderung im heutigen Stil nicht knapp werden könnte, sagte kürzlich der beim Staatssekretariat für Wirtschaft in leitender Funktion tätige Ökonom Boris Zürcher, es gebe genug Platz, schliesslich wohnten in New York gleich viele Leute wie in der Schweiz auf lediglich einem Viertel der Fläche.

Natürlich kann man die Schweiz von Chiasso bis Schaffhausen mit einem Betontepich an Wolkenkratzern überziehen. Denkbar wäre auch eine Aushöhlung oder Unterkellerung der Alpen, um mehr Wohnraum zu schaffen, von einer Trockenlegung der Seen und Flüsse nicht zu sprechen ... Die weltfremden Sandkastenszenarien aus dem Elfenbeinturm illustrieren den beunruhigenden Umstand, dass die Exponenten unserer Wirtschaftsintelligenzja noch nicht gemerkt haben, wie sehr sie sich von der Lebenswirklichkeit der normalen Leute entfernt haben. Sie vertreten eine Zuwanderungs-ideologie, die wie jede Ideologie dazu tendiert, die ihr zugrunde liegende Idee auf Kosten der Wirklichkeit zu verabsolutieren. Mit ihrer Haltung verstärken sie den Verdacht, den viele ohnehin hegen: dass unsere Elite allmählich in die First Class einer privilegierten Selbstbezogenheit abhebt, den Interessen der gewöhnlichen Bürger längst entrückt.

Economiesuisse macht aus der ungebremsten Zuwanderung eine Überlebensfrage. Die Propagandaabteilung des Verbands versucht der Öffentlichkeit die These einzuhämmern, dass die Schweiz im Elend versinkt, sollte sie die Dummheit unternehmen, die Zuwanderung wieder einer verschärften politischen Kontrolle zu unterwerfen – wie dies übrigens seit je die Vereinigten Staaten von Amerika, Kanada, Australien oder Japan machen, allesamt Länder, die wie die Schweiz ihren Wohlstand ohne Personenfreizügigkeit aufgebaut und verteidigt haben.

Die Leute spüren es längst, viele geben es auch zu: Economiesuisse, Bundesrat und die Mehrheit der politischen Parteien reden ein Konzept schön, das nicht funktioniert. Sie übertreiben die positiven Wirkungen und sie übertreiben die Schadensfolgen, sollte man die Personenfreizügigkeit einschränken oder beenden. Tatsache ist: Wegen der Personenfreizügigkeit wird die Schweiz täglich unfreier und wirtschaftsfeindlicher: Mindestlöhne drohen, Lohndeckelungen. Skepsis selbst gegen gutqualifizierte Ausländer ist eine hässliche Realität. Immer mehr antiliberale Vorschriften und Kontrollen werden gefordert, um den Personenverkehr zu bändigen.

Die Personenfreizügigkeit produziert das Gegenteil von dem, was die ausgerechnet in dieser wichtigen Frage so tragisch verirrte Economiesuisse eigentlich wollen sollte.



Risiko: Nuklearwaffen in Pakistan. Seite 70



Schallwelle der Macht: Will. i. am. Seite 54



Für alle Eltern: SVP-Politikerin Pieren. Seite 60



«Schreiben, was ist!»: Weltwoche, 1939. Seite 41

Kommentare & Analysen

- 9 **Editorial**
- 15 **Kommentar** Die neue Einheitsfront
- 15 **Im Auge** Sara Carbonero, Spielerfrau
- 16 **Banken** Milchkuh ZKB
- 16 **Justiz** Der Fall Céline
- 19 **Personenkontrolle** Leuthard, Brunner, Schiavi, Moroni, Schneider-Ammann
- 19 **Nachruf** Giorgio Orelli, Lyriker
- 20 **Ausland** Die Ukraine dreht nach Westen
- 23 **Wirtschaft** Znüni-Terror im Kindergarten
- 23 **Die Deutschen** Ufo in Berlin
- 24 **Mörgeli** Überzeugungspolitiker und Karrierepolitiker
- 24 **Bodenmann** Grüne Finken für Brummis
- 27 **Medien** «Sie erfüllen nur Ihre Pflicht»
- 27 **Gesellschaft** Reinhauen
- 28 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

30 **Wir Schweizer**

Die SRG trifft mit ihrer Serie «Die Schweizer» einen Nerv

32 **Üble Geschichte**

Die Historiker der Uni Zürich sind eifernde Ideologen

34 **Noch ein falscher Doktor**

Die Uni Zürich spielt einen weiteren Fall herunter

36 **Neue Serie: Der Fall Mörgeli**

Teil 1: Condrau wetzt die Messer

39 **Essay** Rezept gegen überrissene Löhne

80 Jahre Weltwoche

41–52 **Jubiläum** Rückblick – von Churchill bis Hildebrand

54 **Einfach ein bisschen Gott spielen**

Rapper Will. i. am, vielseitigstes Talent im Pop-Universum

58 **Krippen voller Gold**

Die finanziellen Konsequenzen der Familieninitiative

60 **Wie einst bei Gotthelf?**

SVP-Politikerin Nadja Pieren über die Familieninitiative

62 **Alles Opfer**

Ex-Männerbeauftragter Theunert vs. Feministin Schwarzer

64 **Schrittmacher fürs Gehirn**

Mit Elektrostimulation sollen Gelähmte wieder laufen lernen

66 **Fernsehen** Jetzt ist SRF auch noch homophob

69 **EU** Martin Schulz will Chef der EU-Kommission werden

70 **Der nukleare Handschlag**

Saudi-Arabiens möglicher Atomwaffen-Deal mit Pakistan

ICH BIN EIN ECOIST.



— oder —
www.ecoist.ch



«Ich bin mit Hunden aufgewachsen»: Nobelpreisträger Günter Grass. Seite 74

Interview

74 «Das Geld war wunderbar»

Der grosse deutsche Schriftsteller Günter Grass über seine Erfahrungen im Krieg und darüber, wie es war, als er über Nacht berühmt wurde

Stil & Kultur

72 Stil & Kultur Ingrid Bergman und Cary Grant

78 Bestseller

78 Literatur James Carlos Blake macht Tabula rasa mit dem Western-Mythos

79 Bühne Die rumänische Star-Schauspielerin Maia Morgenstern

79 Jazz Michael Jaeger Kerouac

80 Top 10

80 Kino «Captain Phillips»

81 Fernseh-Kritik «Helvetica»

82 Die Ausnahmespionin

CIA-Agentin Carrie Mathison, Hauptfigur der bejubelten US-Serie «Homeland», ist Heldin, Opfer und Freak zugleich

84 Namen Warten auf Madame Butterfly

85 Hochzeit Jessica Vollenweider und Stephan Fischer

85 Thiel Christian Levrat

86 Wein Paretai Sauvignon blanc 2012

86 Die Besten Wodka, Gin und Rum

89 Auto Porsche Panamera 4S

89 Zu Tisch Torf und Steinbutt

90 MvH trifft Claudia Lässer, Interviewerin

Autoren in dieser Ausgabe

Bruno S. Frey



Der Ökonom und Wirtschaftsprofessor sorgte mit seiner Motivations- und Glücksforschung weltweit für Aufsehen. In seinem Essay warnt er vor den Folgen der «1:12»-Initiative – und rät Unternehmern, Leistung vermehrt mit öffentlicher Ehre statt mit überhöhten Boni zu honorieren. Seite 39

Markus Somm



Vor seiner Berufung zum Chefredaktor der *Basler Zeitung* im August 2010 war der 48-jährige Journalist und Historiker Vize-Chef bei der *Weltwoche*. Er schreibt über den deutschen SPD-Politiker Martin Schulz und bewertet dessen Ambitionen als künftiger Chef der EU-Kommission. Seite 69

Abonnenten profitieren.



Ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT



Die Wirkung macht den Unterschied.

Mit Streuwerbung erreichen Sie eine grosse Zielgruppe einfach und kostengünstig. Lancieren Sie Ihr Angebot und gewinnen Sie Neukunden! Ihrer Kreativität sind keine Grenzen gesetzt. Ihrem Erfolg auch nicht.

Fakten, Erfolgsgeschichten und Inspiration: post.ch/wirkung

DIE POST 

SEIT 80 JAHREN IN FAHRT. HERZLICHE GRATULATION ZUM JUBILÄUM.

Land Rover gratuliert der Weltwoche zum runden Geburtstag. Auf dass sie ihre Leser auch in den kommenden 80 Jahren mit anregendem Journalismus und spannenden Themen auf dem Laufenden hält. Wir wünschen dem Schweizer Wochenmagazin viel Erfolg und dass es noch viele Jahre so in Fahrt bleibt wie heute.

landrover.ch



ABOVE AND BEYOND



Range Rover Sport 3.0 L SDV6 Autobiography Dynamic: Gesamtverbrauch 7.5 l/100 km (Benzinäquivalent 8.4 l/100 km).
Ø CO₂-Emission 199 g/km. Energieeffizienz-Kategorie E. Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 153 g/km.

Die neue Einheitsfront

Von Roger Köppel — An der Uni Zürich überstürzen sich die Ereignisse. Der Fall Mörgeli wird zum Symptom einer krankhaft-aggressiven Intoleranz an einer der wichtigsten Bildungsinstitutionen im Land.

Schwere Vorwürfe gegen Professor Christoph Mörgeli

Der Medizinhistoriker und SVP-Nationalrat wird in einem Bericht von seinem Chef harsch kritisiert. Die Rede ist von Fehlern im Museum und unprofessioneller Betreuung der Sammlung.

Von Hans Stähli
Seit anderthalb Jahren hat Christoph Mörgeli an der Uni Zürich einen neuen Chef, den Schweizer Professor Florin Conrath. Auch Mörgeli hatte sich um die Leitung des Medizinhistorischen Instituts beworben. Der Kontrast der beiden unterschiedlichen Mannern und der daraus resultierenden Meinungsverschiedenheiten ist schon in der ersten Amtszeit von Conrath zu sehen. Mörgeli, der in der Vergangenheit schon als Leiter des Instituts tätig war, wird von Conrath als «unprofessionell» bezeichnet. Mörgeli hat sich in der Vergangenheit schon als Leiter des Instituts bezeichnet. Mörgeli hat sich in der Vergangenheit schon als Leiter des Instituts bezeichnet.

«Eine grosse Belastung»
Gegen es nach dem Willen der Universität, Mörgeli Conrath Papier unterbreiten. Ein Medizinhistoriker, der sich dafür zu interessieren auch im Internet anbieten. Im Gegensatz zu den früheren Jahren, die dort immer noch arbeiten sind. Man habe den Bericht von der Bearbeitung der Unterlagen, die die Universität in Auftrag gegeben. Das die Universität in Auftrag gegeben. Das die Universität in Auftrag gegeben.

Heute
Schweiz
Asylentscheide werden deutlich schneller getroffen
Dank schnelleren Asylverfahren ist es dem Bundesrat für Migranten in den letzten zwei Jahren gelungen, die Dauer für einen ordnungsgemässen Asylentscheid zu senken. Von durchschnittlich 240 auf 130 Tage. Die Entwicklung hat viele Vorteile: Da die ständigen Flüsse von Geflüchteten zurück zu verhindern werden, können langwierige Verfahren rasger laufen. Seite 3

Bombenalarm im Haus der Opferfamilie von Anney
Der Vorfall am 1. Mai in Anney gilt als einer der schlimmsten, die die Tat mit einer Waffe verübte werden mit. Abgerufen wurden die Schüsse an einer Hauptverkehrsstrasse von Kollmer 100 Kilometer. Bei der Durchsichtung des Hauses der Opferfamilie in England wurde generell Bombenalarm ausgetriggert. Die Polizei gab die ursprüngliche Spurensuchen Erwartung. Seite 12

Fische aus Zucht fördern die Überfischung der Meere
Jeder zweite Fischmarkt kommt aus einer Fischzucht. Eine neue Studie der Bundesregierung zeigt, die Fischerei hat die Überfischung der Meere verstärkt, weil die Zuchtische mit Wildfischen gemischt werden. In Schiffe gelangen die Fische der Zucht in Aquarien und in Wildfische. Ein neues Label soll mit «Wildfisch» versehen. Das jedoch bereits selbst in der Kritik steht. Seite 12

Der «Tages-Anzeiger» erreicht mehr Leser
Die beiden Grösstenzeitungen «10 Minuten» und «Blick» am Abend haben in der Druckauflage die untergeordneten. «Tages-Anzeiger» hat im ersten Halbjahr mit 5,2 Millionen Lesern und 1,2 Millionen Abonnenten den zweitbesten Erfolg. Im Vergleich zum Vorjahr sind im 2012 mehr Leser. Seite 10

Vertrauliche Informationen: Artikel des Tages-Anzeigers vom 11. September 2012.

Das Drama um den vor einem Jahr an der Universität Zürich entlassenen Medizinhistoriker Prof. Dr. Christoph Mörgeli weitet sich zur grenzübergreifenden Affäre. Letzte Woche überstürzten sich die Ereignisse. Zuerst gab die Universität Zürich die Entlassung der Medizinhistorikerin Prof. Dr. Iris Ritzmann bekannt. Die ehemalige Vorgesetzte Mörgelis hat den Medien vertrauliche Informationen über ihren Untergebenen zugespielt. Ihre Illoyalität wurde als derart gravierend eingestuft, dass die Uni sogar die Rückzahlung von Salären einforderte.

Gegen die Entlassung Ritzmanns erhob sich in Rekordtempo massiver Protest. Hundertschaften von Professoren aus mehreren Kontinenten verlangten ultimativ die Wiederanstellung. Bemängelt wurde zudem, dass die Uni Zürich zur Abklärung einer Amtsgeheimnisverletzung im Fall Mörgeli mit der Zürcher Staatsanwaltschaft zusammengearbeitet hatte. Die Akademiker von Greifswald bis Toronto empfinden es als Skandal, dass die Uni den Staatsanwälten in einem ordentlichen Verfahren zur Untersuchung eines Offizialdelikts die gesetzlich verlangten Unterlagen aushändigte. Man hegt Zweifel an der Rechtmässigkeit und Verhältnismässigkeit der Datenherausgabe.

Rechtmässig und verhältnismässig hingegen finden es die Professoren, dass die von

ihnen in Schutz genommene Kollegin Ritzmann vor Jahresfrist die Presse mutmasslich illegal und brühwarm mit geheimen Informationen über Mörgeli versorgte. Hinterrücks schwärzte die Chefin ihren Mitarbeiter an. Die Uni vermerkte nun brisant, dass durch Ritzmanns Indiskretionen eine ordnungsgemässe Leistungsbeurteilung von Mörgeli verunmöglicht worden sei. Die gleiche Uni kommunizierte vor Jahresfrist noch, Mörgeli habe unter anderem wegen «ungenügender Leistung» gehen müssen. Es ist ein interessantes philosophisches Problem: Wie kann ein Mitarbeiter aufgrund einer Leistungsbeurteilung, die nicht stattgefunden hat, wegen «ungenügender Leistung» entlassen werden?

Geistige Beschränktheit

Mit Sicherheit zermarterte sich auch Uni-Rektor Andreas Fischer über dieser Frage den Kopf. Der Basler Spezialist für Alt- und Mittelenglisch hatte seinerzeit die Mörgeli-Entlassung absegnet und die Ritzmann-Kündigung nun selber angeordnet. Es gehört zu den Ironien in diesem Fall, dass der entscheidungsschwache Rektor just in dem Moment das Handtuch warf, als er entschlossene Führung zeigte. Der sensible Anglist kapitulierte vor der anrollenden Protestwelle und zog sich schwei-

»» Fortsetzung auf Seite 16

Kuss mit Folgen



Sara Carbonero, Spielerfrau.

Sie scheint der einzige Mensch im Krisenland Spanien zu sein, der sich vor Aufträgen kaum retten kann. Alle wollen etwas von Sara Carbonero, 29. Auch im siebten Monat ihrer Schwangerschaft moderiert sie eine Gala des Unterwäscheherstellers Women'secret, während ihr Lebenspartner Iker Casillas, 32, momentan nur Teilzeitschichten schiebt. Das hängt irgendwie zusammen.

Casillas ist, oder war, Spaniens bester Fussballtorhüter und Sara die bekannteste TV-Sportreporterin. Sie hat an der Universität Complutense, die es seit 1293 gibt, Journalismus studiert, fand sich dann aber mit Kamera und Mikrophon am Spielfeldrand wieder, weil die TV-Sender bevorzugt die attraktivsten Frauen zu diesen überflüssigen Instant-Interviews mit maulfaulen, verschwitzten Kickern delegieren, damit sich bei denen etwas regt. Und in ihrem Fall verding dieses Lockvogelprinzip durchschlagend, wie sich nach dem Triumph der Spanier an der Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika offenbarte: Der Kapitän Casillas küsste die Reporterin Carbonero, live, bei höchsten Einschaltquoten, auf die fragenden Lippen. Grosses wahres Kino.

Doch die Leidenschaft wurde Zerreihsproben ausgesetzt, als Sara, die nun plötzlich selbst ein Star war, Interna aus Ikers Mannschaftskabine von Real Madrid auszuapludern begann. Der Trainer José Mourinho verfluchte die Intrigantin und verbannte den Maulwurf Casillas auf die Ersatzbank, zu allem Elend brach sich der Torhüter auch noch die Hand. Aber auch unter Mourinhos Nachfolger Ancelotti kommt Casillas in der Meisterschaft nicht zum Einsatz, sondern nur im Vorgeplänkel der Champions League. Hingegen schoss Saras Marktwert steil nach oben. Ihre Agentur heisst sinnigerweise Recuerdos de Sudáfrica und schliesst für sie keine Werbeverträge unter 100 000 Euro ab – kostbare Fernsehgesichter können es ja bis ins Königshaus schaffen, wie es Prinzessin Letizia vormachte. Und während auch Spaniens Geburtenraten dramatisch zurückgehen, lässt das Traumpaar das Land rätseln: Wird es ein Weihnachtskind? Peter Hartmann

gend in den vorgezogenen Ruhestand zurück. Tags darauf veröffentlichten die Ritzmann-Befürworter ihr als Inserat getarntes Manifest in der NZZ. Bildungsdirektorin Regine Aepli (SP) stellte sich in ersten Interviews gegen ihren Rektor Fischer hinter die rebellierenden Professoren. Das erstaunt nur oberflächlich: Schon früher fiel Aepli durch krasse Parteinahmen gegen den gemobbten Mörgeli auf.

Worum geht es hier? Warum müssen uns diese reichlich bizarren Vorgänge überhaupt interessieren? Erstens: Es gibt begründete Hinweise darauf, dass der bekannte und umstrittene SVP-Nationalrat Mörgeli, gleichzeitig der wohl berühmteste Medizinhistoriker der Schweiz, das Opfer eines politischen Mobbings an der Uni Zürich geworden ist. Die Art und Weise, wie man den jahrzehntelang mit Bestnoten beurteilten Museumsdirektor aus dem Hinterhalt absägte, ist führungstechnisch beschämend und menschlich gemein, aber dank der Bekanntheit des Betroffenen immerhin zum Gegenstand von Aufklärung und Debatten geworden.

Zweitens: Der Fall Mörgeli steht, wenn unsere These stimmt, für eine beängstigende Intoleranz und geistige Beschränktheit an einer mit Steuermillionen versorgten Prestige-Hochschule. Eine Universität sollte ein Vorbild an Offenheit, intellektueller Neugier, Diskussionskraft und Meinungsvielfalt sein. Es mehrten sich allerdings die Indizien, dass sich ausgerechnet an der geisteswissenschaftlichen Fakultät im Fach Geschichte unter den lokalen Platzhirschen Philipp Sarasin und Jakob Tanner heimliche Gesinnungsfronten bilden, die alles zermalmten, was nicht hineinpasst.

Vielfältiger, toleranter

Das grossräumige Solidaritätsinserat für Ritzmann ist ein sprechender Beleg für den hohen Grad an professoraler Vernetzung, um nicht von Verfilzung zu sprechen. Man staunt auch, wie gut die Unterzeichner aus London, San Francisco, Kalmar oder Amsterdam Bescheid zu wissen vorgeben über Uni-interne Vorgänge, die sich in grosser Entfernung zugetragen haben. Sie missbrauchen den Wahrheitsanspruch ihrer akademischen Titel für eine Attacke auf der Grundlage von Vorurteilen.

Früher war die Uni Zürich vielfältiger, toleranter. Es gab bürgerliche Historiker wie Hans Conrad Peyer, Walter Schaufelberger oder Peter Stadler. Sie koexistierten friedlich mit eher linken Kollegen wie Hansjörg Siegenthaler oder dem genialen Eklektiker Rudolf Braun. Unter dem neuen Regime vereinseitigten sich die Horizonte. Was mit Mörgeli passierte, kann auch seinen politischen Gegnern nicht egal sein: Der Fall wird zum Symptom einer bedrohlichen Engstirnigkeit, die es an einer der wichtigsten Bildungsinstitutionen der Schweiz nicht geben darf.

Mehr zum Thema: Seite 36

Banken

Milchkuh

Von Florian Schwab — Die Zürcher Kantonalbank sollte privatisiert werden. Jetzt erst recht.

Die Nationalbank (SNB) gehört den Kantonen. Die Zürcher Kantonalbank (ZKB) gehört dem Kanton Zürich. Sieben Zeilen brauchte die eine Staatsbank am Montag, um der anderen Staatsbank die «Systemrelevanz» zu attestieren.

Leider wird die neue Etikette teuer, weil die ZKB mehr Eigenkapital und ausgetüftelte Notfallpläne braucht. Die Rechnung für die SNB-Verfügung reichte ZKB-Chef Martin Scholl dann auch sofort an den Eigentümer durch: Zwei Milliarden Franken mehr Eigenkapital möchte er vom Steuerzahler – immerhin die Ausschüttungen der letzten fünf Jahre zuhanden der öffentlichen Hand.

Rote Zahlen beim Kanton

Doch die Forderung kommt zur Unzeit: In den nächsten vier Jahren werden die Kantonsfinanzen mit total rund 150 Millionen Franken im Minus schliessen. Entsprechend unbeliebt ist es in der kantonalzürcherischen Politik, dass die ZKB nun Geldbedarf anmeldet. Fast hat man den Eindruck, die Kantonalbank werde als Milchkuh betrachtet, der man aber ohne weiteres das Futter verweigern kann.



Doppelte Staatsgarantie: ZKB-Chef Scholl.

Dass dies auch unternehmerisch nicht aufgehen kann, liegt auf der Hand. Wer als Eigentümer immer nur die hohle Hand macht, fährt die Firma an die Wand.

Die ZKB versteht die Zahlungen an den Kanton als Gegenleistung für die explizite Staatsgarantie, mit welcher der Kanton Zürich für all ihre Verbindlichkeiten bürgt. Doch der neue Status als systemrelevante Bank bedeutet auch, dass die SNB im Notfall die ZKB rettet. Für eine doppelte Staatsgarantie gibt es nun wirklich keine sinnvolle Begründung. Folglich sollte die ZKB privatisiert werden. Ein neuer Herr würde ihr das Futter wohl nicht verweigern.

Justiz

Konsequent

Von Alex Reichmuth — Das Bezirksgericht Zürich hat im Fall Céline richtig entschieden.

Das Schicksal von Céline Pfleger bewegt die Schweiz. Seit ihrer Lungenembolie vor fünf Jahren ist die junge Frau schwerbehindert und muss rund um die Uhr gepflegt werden. Aus Sicht ihrer Mutter wurde die Embolie durch die Antibabypille Yasmin ausgelöst, welche die damals 16-Jährige eingenommen hatte. Célines Eltern haben darum die Herstellerin, das Pharmaunternehmen Bayer, auf Schadenersatz in Millionenhöhe verklagt. Doch das Bezirksgericht Zürich hat die Klage abgewiesen. Das Gericht sah es als nicht erwiesen an, dass Bayer einen Fehler gemacht und auf der Medikamentenpackung zu wenig auf das Risiko von Embolien hingewiesen hat.

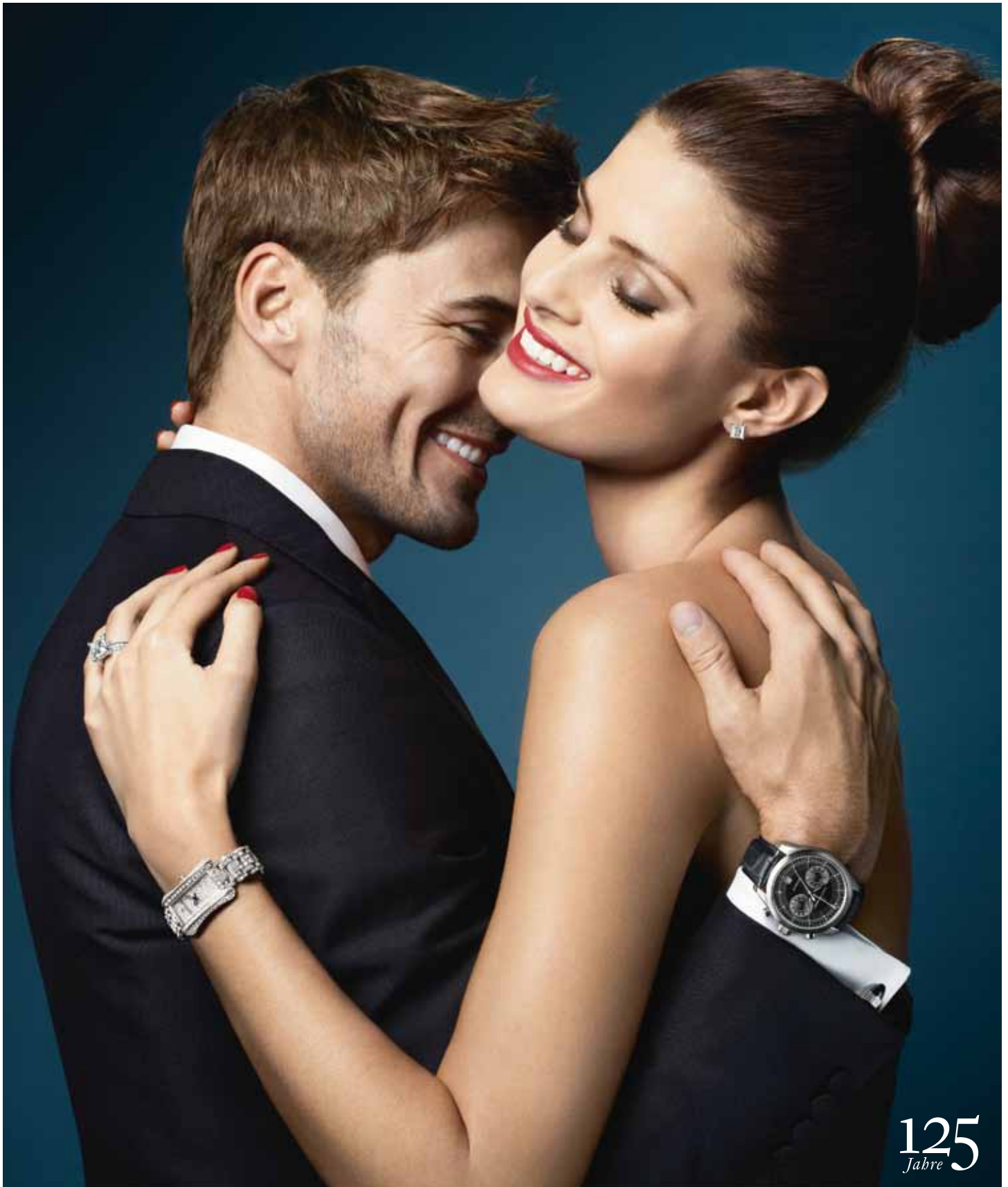
Die Medien haben breit über den Fall berichtet. Grundtenor: Das Urteil des Bezirksgerichts sei skandalös. Als besonders stossend erachten Journalisten und Politiker, dass das Gericht Célines Familie eine Prozessentschädigung von 120 000 Franken zugunsten von Bayer aufbürdet. SVP-Nationalrätin Natalie Rickli sagte auf Tele Züri, es würde von Grösse zeugen, wenn Bayer angesichts von Milliardengewinnen die Prozesskosten übernehme.

Drohende Prozesslawine

So bedauerlich Célines Zustand ist: Der Entscheid des Bezirksgerichts Zürich ist konsequent. Es darf nicht sein, dass Produzenten von Heilmitteln und Antibabypillen Millionen bezahlen müssen, wenn ihre Schuld nicht bewiesen ist. Jedes Medikament hat Nebenwirkungen, manchmal auch gravierende. Nur wenn eine Pharmafirma die Folgen ihrer Produkte vorsätzlich unterschätzt oder kleingeredet hat, steht sie in der Pflicht. Dafür gibt es in der Angelegenheit der Pille Yasmin keine Hinweise, wie die Heilmittelbehörde Swissmedic bestätigte. Es ist auch richtig, dass den gescheiterten Klägerinnen die Kosten von 120 000 Franken übertragen wurden. Denn wenn beklagte Firmen automatisch das Prozessrisiko tragen müssten, und zwar ungeachtet ihrer Schuld, würde eine Prozesslawine geradezu provoziert.

Wer Bayer im Fall Céline vorschnell an den Pranger stellt, muss sich bewusst sein, dass eine ausufernde Haftpflicht für Medikamentenhersteller letztlich zu einem steilen Anstieg der Gesundheitskosten führen würde. Nebst den enormen Kosten für die Entwicklung von Heilmitteln entstünden den Produzenten auch enorme Kosten für Entschädigungen. Und diese würden früher oder später an der Allgemeinheit hängenbleiben.

TRAUM | EWIGKEIT



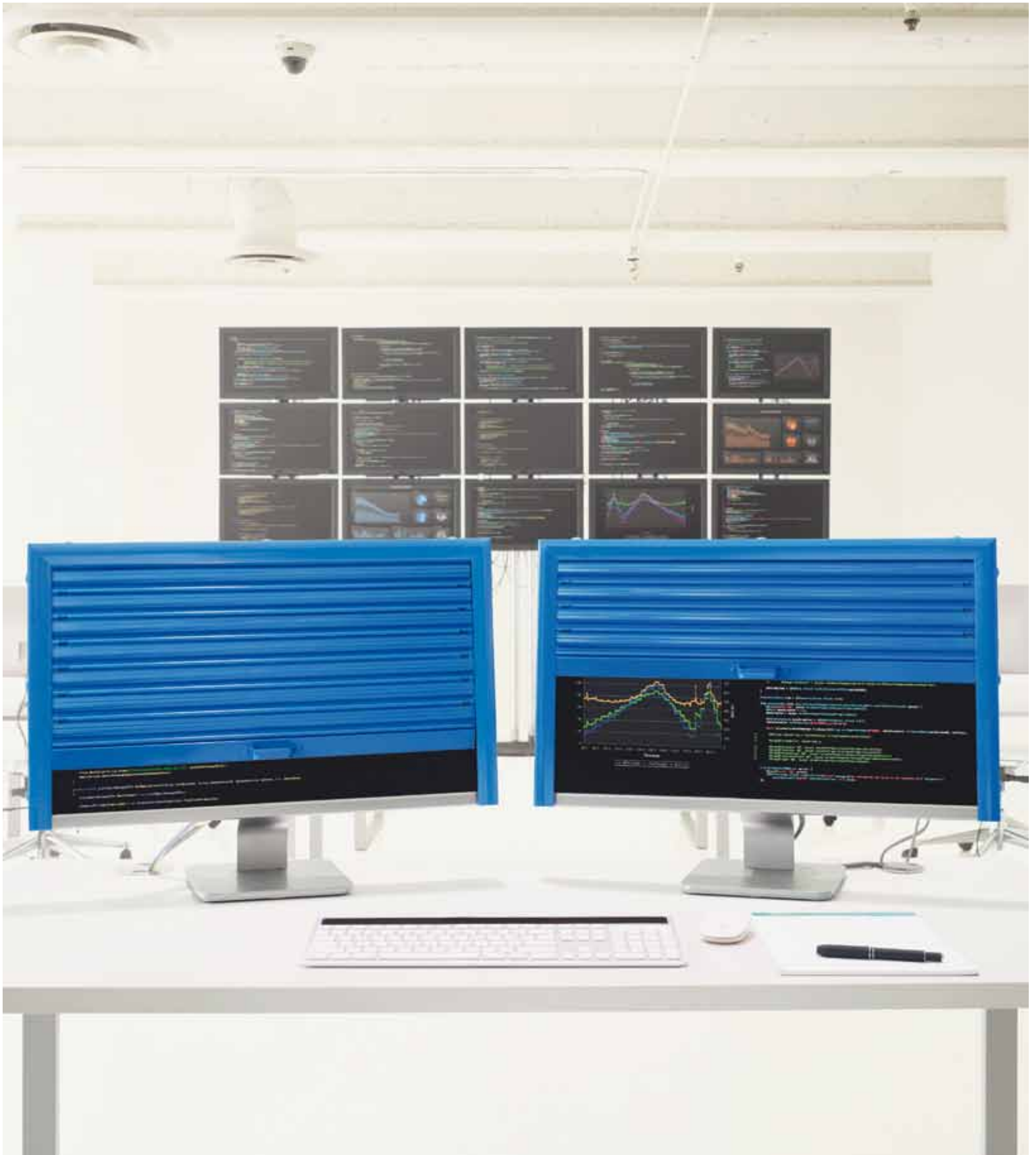
125
Jahre

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | bucherer.com



WENN IHNEN ETWAS WICHTIG IST,
DANN ZÄHLT NUR DER BESTE SCHUTZ.
ZURICH VERSICHERUNG.
FÜR ALLE, DIE IHR UNTERNEHMEN WIRKLICH LIEBEN.


ZURICH[®]

Personenkontrolle

Leuthard, Brunner, Schiavi, Moroni, Schneider-Ammann

Die ganze Schweiz lacht über den Patzer von Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP). In der Sendung «Arena» zur Erhöhung des Vignettenpreises hat sie fälschlicherweise behauptet, auch Lastwagen brauchten in der Schweiz eine Vignette. Dies liess allgemein an ihrer Fachkenntnis zweifeln und veranlasste findige Chauffeure, ihre Lastwagen mit übergrossen Vignetten mit der Aufschrift: «Nur für dich, Doris» zu verzieren. Doch in der gleichen Sendung leistete sich die Umwelt- und Verkehrsministerin einen weiteren Bock: Der Bau von Umfahrungsstrassen sei nötig, weil «Tausende Menschen täglich unter Lärm und CO₂» leiden



Doppelter Fauxpas: Bundesrätin Leuthard.

würden. Dass CO₂ den Anwohnern schadet, ist Unsinn. Auch wenn das Gas für den Klimawandel verantwortlich gemacht wird, ist es kein Luftschadstoff, sondern für das Wachstum von Pflanzen sogar unentbehrlich. (are)

Andreas Brunner, Zürcher Oberstaatsanwalt, betont, dass er nicht wegen eines drohenden Interessenkonflikts von der Dozentenliste des Lehrstuhls von Brigitte Tag gestrichen worden sei (die Juristin ist als Mitglied der Jütte-Kommission in den Fall Mörgeli verwickelt, in dem die Staatsanwaltschaft ermittelt). Der Grund für die Streichung liege einzig darin, dass er nach seiner Pensionierung für längere Zeit «landesabwesend» sein werde, so Brunner. (gut)

Der Verein Inca-CGIL hat als gewerkschaftliche Selbsthilfeorganisation italienische Gastarbeiter um ihre Pensionskassenansprüche betrogen. Bis April 2012 präsidierte die heutige Unia-Spitzenfrau **Rita Schiavi** den Verein. An öffentlichen Vorträgen wetterte sie derweil gegen den angeblichen «Rentenkla» durch die Senkung des Umwandlungssatzes. Als es für den Verein juristisch brenzlig wurde, verliess Schiavi den Vorstand. Den Kampf vor Gericht übernahm als ihr Nachfolger der italienische Gewerkschafter **Enrico Moroni**. Nach verlo-



Rückzugsgefecht: Unia-Frau Schiavi.

rener Schlacht entzog sich die Associazione Inca-CGIL Ende Oktober ihrer Verantwortung durch die Anmeldung des Konkurses. Rita Schiavi spricht in letzter Zeit seltener über Rentenklau. (fsc)

Bundesrat **Johann N. Schneider-Ammann** (FDP) schlägt Alarm. Gegenstand ist nicht die bedrohliche «1:12»-Initiative oder der wachsende Einfluss des Staates auf die Wirtschaft. Gegenstand ist ein angeblicher Fachkräftemangel. 7000 Lehrstellen könnten nicht mit geeigneten Stiften besetzt werden. Angesichts der Tatsache, dass es schweizweit fast 200 000 Lehrstellen gibt, scheint das Problem überschaubar zu sein. Trotzdem bot Schneider-Ammann Mitte Oktober Vertreter der Wirtschaft zu einer Sitzung auf, um «eine gemeinsame Zielsetzung» zu entwickeln. Im Fokus stehen «insbesondere leistungsstarke Personen mit Migrationshintergrund». Zudem soll der Staat «Organisationen der Arbeitswelt» bei «Projekten zur Rekrutierung von Jugendlichen im Ausland» unterstützen. Der Wirtschaftsminister will 15-Jährige aus Spanien und Griechenland aufbieten, um die drohenden «Einbussen an Wertschöpfung und Produktivität» abzufedern. Wer sich fragt, wie man auf derartige Gedanken verfallen kann, muss die Biografie Schneider-Ammanns studieren. Zu seinen Zeiten als Patron der Langenthaler Ammann Group gab es regional zu wenige Lehrlinge. Die Lösung, an welcher der spätere Wirtschaftsminister mitwirkte, bestand aus einem überregionalen Lehrstellenverbund. Aus klein mach gross, aus Zofingen mach Zypern, und aus Biberist mach Berlin. So managt man eine Volkswirtschaft. (fsc)



Aus klein mach gross: Schneider-Ammann.

Nachruf



Schwebend leicht: Lyriker Orelli.

Giorgio Orelli (1921–2013) — So lieb es ihm war, einer der berühmtesten und imposantesten Poeten des Tessins zu sein, der auch in Italien als Meister der Lyrik bewundert wurde, so abgeklärt war sein Verhältnis zu weltlichen Ehren. «Ruhm und Ehre gehen vorbei wie die Wolken am Himmel», kommentierte der Tessiner Orelli mediales Dichterglück. Diese Ambivalenz ist typisch für den italienischsprachigen Poeten, der in Airolo geboren wurde, in Freiburg studierte und am Gymnasium in Bellinzona Literaturwissenschaft unterrichtete – aber intellektuell in weiten Räumen hauste.

Das zeigt sich nicht nur in seinen Goethe-Übersetzungen, die ihn berühmt machten, sondern auch in seinen Gedichten. Das Nahe und das Ferne, das Provinzielle und das Universelle verschmelzen zu einem eigenen Ton. Kein Wunder, dass es ihm wie wenigen anderen Schweizer Dichtern gelang, die Landesgrenzen spielend zu überwinden. Sechs Lyrikbände publizierte er zwischen 1944 und 1989, fünf von ihnen wurden in die renommierte Mondadori-Reihe «Gli specchi» aufgenommen. Mit seinen schwebend leichten, fragilen lyrischen Gebilden, die sich an der akribischen Beobachtung von Pflanzen, Steinen und Landschaften orientieren, fügt er sich in die Reihe grosser Schweizer Lyriker: Erika Burkart, Philippe Jaccottet oder Alexander Gwerder. Auch ihm gelingt es auf geheimnisvolle Weise, den Leser von der banalen Realität wegzulocken und durch den Blick auf verborgene Schönheiten und verzauberte Wirklichkeiten zu verführen. Jetzt ist Giorgio Orelli im Alter von 92 Jahren gestorben. *Pia Reinacher*

Die Ukraine dreht nach Westen

Von Hansrudolf Kamer — Wirtschaftliche Notwendigkeit zwingt die Ukraine zu neuen Partnerschaften. Russland droht gewaltig, und Präsident Janukowitsch steht vor einer schwierigen Wahl.



Seit 22 Jahren ist die Ukraine unabhängig, historisch gesehen eine kurze Zeitspanne und ein unerhörtes Phänomen in der europäischen Geschichte. Russland hat die Trennung nie verwunden. Das

Zarenreich und die Sowjetunion umfassten die Ukraine, und imperiale Politik war immer nur mit ihr denkbar. Gründungsmythos ist die Kiewer Rus, die in grauer Vorzeit existierte und ungefähr die europäischen Gebiete Russlands, die Ukraine und Weissrussland abdeckte.

Ende November wird die Ukraine mit grösster Wahrscheinlichkeit in Vilnius ein Assoziierungs- und Freihandelsabkommen mit der Europäischen Union unterzeichnen. Das geschieht im Rahmen der sogenannten östlichen Partnerschaft der EU. Von einer Mitgliedschaft ist nicht die Rede, auch nicht von einer Vorstufe dazu. Die Verträge würden aber die Handelsbeziehungen und die politischen Beziehungen verstärken, auch die Zusammenarbeit in Sicherheitsbelangen und kulturelle Verbindungen.

Die Ukraine ist nach drei Jahren unter Präsident Viktor Janukowitsch mehr oder weniger bankrott und braucht finanzielle Nothilfe. Sie benötigt langfristige ausländische Investitionen und Reformen in vielen gesellschaftlichen Bereichen, alles Dinge, die Russland nicht, wohl aber die EU anbieten kann. Antreiber innerhalb der EU ist Polen, das traditionell enge Beziehungen zum Nachbarland pflegt.

Fjodor Lukjanow, Vorsitzender des russischen Rates für die Aussen- und Verteidigungspolitik, schreibt für Nowosti, diesmal müsse die Ukraine eine definitive Wahl treffen. Entweder die EU oder die von Wladimir Putin 2010 gegründete Zollunion, die Russland, Weissrussland und Kasachstan umfasst und der offenbar auch Armenien beitreten will.

Auch die Europäische Union in Gestalt des Kommissionspräsidenten José Manuel Barroso ist der Meinung, die Ukraine müsse sich entscheiden. Der formelle Ablauf ist klar: Die EU-Abkommen müssten vom ukrainischen Parlament und allen gesetzgebenden Körperschaften der EU-Mitgliedstaaten ratifiziert werden. An sich kein Problem, nur Deutschland könnte allenfalls Bedenken haben, Russland zu verärgern.

Es geht um die Wahl zwischen West und Ost. Moskau reagiert lehrbuchmässig falsch. Putin hat im Oktober 2012 einen Handelskrieg begonnen, droht mit russischem Protektionismus und stark erhöhten Preisen für Energielieferungen. In der russischen Presse ist von der Gas-Waffe die Rede und davon, dass Russland seine Schwarzmeerflotte in Sewastopol aufrüsten könnte, was die Abkommen mit der Ukraine verletzte. Die «Gaskriege» von 2006 und 2009 sind noch in Erinnerung, als Gazprom mitten im Winter die Lieferungen kappte.

Doch die Ausgangslage ist diesmal anders. Die Ukraine diversifiziert seit einiger Zeit ihre Energieimporte und behauptet, sie habe genügend Reserven gespeichert, um einen ganzen Winter durchzustehen. Ausserdem hat sie mit ausländischen Ölfirmen – Shell, Exxon Mobil und anderen – Abkommen zur Erschliessung ukrainischer Gasreserven in Schieferlagen und im Schwarzen Meer geschlossen. Die russischen Importe hat sie sukzessive verringert.

Ohne die EU-Abkommen bliebe die Ukraine im russischen Orbit und müsste Putins Zollunion beitreten. In dieser wäre die Ukraine zur Rolle eines permanent unterentwickelten Lieferanten von Rohmaterialien und Lowtech-Produkten verdammt – eine hoffnungslose, ausweglose Perspektive, die auch den ukrainischen Oligarchen nicht passt.

Die Entscheidung für die EU bringt kurzfristig ebenfalls unangenehme Folgen: Die russischen Handelsrestriktionen würden ausgeweitet, die ukrainische Wirtschaft durchliefere einen Anpassungsschock mit steigender Arbeitslosigkeit wie in anderen osteuropäischen Staaten am Anfang der postsowjetischen Ära. Doch langfristig sieht es besser aus.

Janukowitsch, einst der Mann Moskaus, möchte die Präsidentenwahlen 2015 gewinnen. Sein erster Anlauf 2004 scheiterte spektakulär, als seine Wahlfälschungen die orange Revolution auslösten. Sechs Jahre später war er erfolgreich in mehr oder weniger sauberen Wahlen mit einem Appell an seine «russische», südostukrainische Basis, die ukrainischen Oligarchen und desillusionierte Demokraten. Diese Strategie geht nun nicht mehr auf.

Putin orientiert sich an Lenin

Der Weg zum Sieg ist diesmal anspruchsvoll: Janukowitsch müsste zum lupenreinen Demokraten mutieren. Er müsste Julia Timoschenko freilassen und demokratische Rivalen wie den Boxer Witali Klitschko zu den Wahlen zulassen. Seine russische Basis würde ihn grossenteils verlassen, die EU würde die Wahlen überwachen, Russland würde seine Drohungen verschärfen.

Gerade dies ist seine Chance. Russlands Sturheit schürt ukrainischen Nationalismus und treibt das «Grenzland» nach Westen. Die jüngsten xenophoben Ausbrüche in Moskau sind klare Signale. Putin ist zum Gefangenen seiner Orthodoxie geworden. Statt an Peter dem Grossen, der St. Petersburg als Tor zum Westen baute, orientiert er sich an Lenin. Den einbalsamierten Leichnam auf dem Roten Platz wird's freuen.



Der Weg zum Sieg ist anspruchsvoll: ukrainischer Präsident Janukowitsch.

Silhouette®
AUTHENTIC EYEWEAR. SINCE 1964.

Property of silhouette/right of use until 30.04.2014

Cate Blanchett trägt
TITAN MINIMAL ART

FEEL ELITE SHOW STYLE

Optivision SA
Aarbergstrasse 121b
2502 Biel
www.optivisionsa.ch

Optic 2000
Center Brügg
Erlenstrasse 40
2555 Brügg BE
www.optic2000.ch

Büchi Optik
Kramgasse 25
3011 Bern
www.buechioptik.ch

Heinz Wallimann Optik
Bernstrasse 24
3053 Münchenbuchsee

VisuellOptic
Bernstrasse 30
3280 Murten
www.visuelloptic.ch

Frei Augen-Optik GmbH
Rauracherstrasse 33
4125 Riehen
www.freiioptik.ch

Optic Clavadetscher
Ochsengasse 2
4460 Gelterkinden
www.optic-clavadetscher.ch

Bloesser Optik AG
Neumarkt 2
5200 Brugg
www.bloesser-optik.ch

Augenoptik Kuhn AG
Theaterplatz 1
5400 Baden

Hören + Sehen Kessler
Weite Gasse 31
5400 Baden

Strebel Optik AG
Landstrasse 90
5430 Wettingen
www.strebeloptik.ch

Optik Ott
Lindenhof + Lindenstrasse 2
6060 Sarnen
www.optik-ott.ch

Optik Schumpf ft Baggenstos AG
Bundesplatz 6
6300 Zug
www.optikzug.ch

Herzog Optik AG
Neudorf Center
6330 Cham
www.herzog-optik.ch

Mythen-Time AG
Mythen Center Schwyz
6438 Ibach
www.mythen-time.ch

Stadelmaier Optik AG
Bahnhofplatz 10
7000 Chur
www.stadelmaier.ch

Dr. Castberg Optometry
Bahnhofstrasse 38
7302 Landquart
www.dr-castberg.ch

Vogel Optik AG
Via Maistra 17
7500 St. Moritz
www.vogel-gp.ch

Nielsen Optik AG
Bleicherweg 5
8001 Zürich
www.nielsen-optik.ch

Gautschi Optik Zürich AG
Uraniastrasse 7
8001 Zürich
www.gautschi-augenoptik.ch

Augenkontakt
Wehntalerstrasse 540
8046 Zürich-Affoltern
www.augenkontakt.ch

Witiker Optic AG
Zentrum Witikon
8053 Zürich
www.witikeroptic.ch

Optik Krüsi AG
Stadthauspassage
8302 Kloten
www.optikkruesi.ch

Kaune Optik
Usterstrasse 30
8600 Dübendorf
www.kaune.ch

Optic 2000 Volki-Land
Industriestrasse 1
8604 Volketswil
www.vogt-optik.ch

Seedamm-Optik AG
Seedamm-Center
8808 Präfrikon SZ
www.seedamm-optik.ch

Gübser-Optik
Bahnhofstrasse 12
8880 Walenstadt
www.gubser-uhr-opt.ch

Ryser Optik AG
Metzgergasse 2
9004 St. Gallen
www.ryseroptik.ch

Kühnis Brillen
Gerbergasse 1
9450 Altstätten
www.kuehnis.ch

Federer Augenoptik AG
Grünastrasse 25
9470 Buchs
www.federerbuchs.ch



Besser fahren mit Schweizer Qualitätswerten.

Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.

Echte Qualität und Präzision haben in der Schweiz Tradition. Daher haben sich einige unserer UBS Anlagefonds der Schweiz verschrieben. Nach präzisen Anlageregeln setzen sie den Schwerpunkt auf Aktien bewährter Schweizer Firmen, solide Obligationen in Schweizer Franken und ausgesuchte Immobilien auf Schweizer Boden, je nach Ihren ganz persönlichen Wünschen.

Holen Sie sich diese beruhigende Zuverlässigkeit in Ihr Depot.

Mögen Sie Schneepass auf Präzisionskufen?
Schnell Wettbewerbsfrage beantworten
und Original-«Davoser» gewinnen!
www.ubs.com/swissnessfonds

Wir werden nicht ruhen



Znüni-Terror im Kindergarten

Von *Silvio Borner* — Die Schweizer werden zu Kostgängern einer grünen Ideologie umerzogen. Daran leiden die Bauern in armen Ländern, und wir verbauen uns Chancen auf den Weltmärkten.

Es ist paradox, dass ausgerechnet im Arbeitslosenmagazin *Surprise* eine liberale Anklage gegen den Znüni-Terror in den rot-grünen Basler Kindergärten erhoben wird. Die essbaren Mitbringsel der Kleinen werden nämlich neuerdings inspiziert und obrigkeitlich auf ihre politische Korrektheit getestet: Wehe, wenn etwas anderes als helvetisches Ruchbrot oder einheimisches Obst entdeckt wird! Dann gibt es Zoff, sei das nun wegen einer Banane aus Übersee oder auch nur einer Baguette aus Frankreich.

Von *Schoggistängeli* und Verrucherem wollen wir schon gar nicht reden. Das Mobbing der kleinen Sünder und ihrer Eltern wird dann gleich von den Kindergärtnerinnen selber ins Rollen gebracht. Für die kommenden Jahre hat die Migros bereits vorgesorgt und den Kindern von heute versprochen, bis zu ihrem Erwachsensein nur noch Schweizer Poulets, Kalb, Rind und Schwein anzubieten. Und schon heute posaunt der nicht so Stille Has in der schweizerischen Fernsehwerbung hinaus: «Natürlich us der Schwiiz». Seien das nun Kartoffeln, Fleisch, Gemüse, Eier oder was auch immer.

Aber damit nicht genug, denn jetzt legen die Grünen nach. Sie lancieren eine Volksinitiative, die dem Staat die Kontrolle über unser national und ökologischer korrektes Essen übertragen will. Alle Importe von pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln und sogar Futtermitteln müssen den (angeblich) weltweit vorbildlichen ökologisch-tierschützerischen und somit nachhaltigen schweizerischen Normen entsprechen. Zudem sind Importe aus fernen Ländern wegen der transportbedingten Umweltbelastungen zu verbieten oder müssen zumindest strikte Fair-Trade-Standards erfüllen. Also ja keine durch Kinderarbeit, Tiefstlöhne oder Umweltverschmutzung «verunreinigten» Nahrungsmittel mehr in unseren Regalen.

Bio-Gebote für die Reichsten

Bei alledem werden drei Dinge geflissentlich übersehen. Erstens gehört unsere schweizerische Landwirtschaft weltweit zu den intensivsten. Sie ist mit hohem Dünger- und Pestizideinsatz oder der hohen Tierdichte alles andere als ökologisch vorbildlich. Hinzu kommt, was jeder Spitzenkoch und Gourmet weiss: Die Qualität von Schweizer Produkten

ist häufig alles andere als absolute Spitze. Zweitens bestraft das ökologisch korrekte Nahrungsdiktat die Ärmsten der Armen. Ein Schweizer Bauer erhält allein an Subventionen mehr als das Hundertfache dessen, was ein armer afrikanischer Familienvater verdient. Eltern in den ärmsten Ländern lieben ihre Kinder nicht minder, aber sie müssen sie zum nackten Überleben arbeiten lassen. Das war bei uns vor ein paar Generationen übrigens auch so. Gentech-Verbote und Bio-Gebote sind Luxuslösungen für die Reichsten dieser Welt, aber sicher keine Vorbilder für die Ernährung der Ärmsten. Wer das Gegenteil behauptet, ist nicht nur arrogant, sondern auch doppelt naiv: Die Ärmsten wollen schlicht nicht verhungern. Und die Agrarlobby im reichsten Land nimmt den grünen Ball gerne auf, um mit einer eigenen Volksinitiative den Selbstversorgungsgrad in der Verfassung zu verankern.

Das ist das dritte Versehen: Weltweit liberalisierte Märkte wären eine hervorragende Chance, vor allem für die Milchwirtschaft in unserem Land. Aber um diese langfristig erfolgreiche Strategie zu blockieren, spannen grüne Ideologen und bäuerliche Besitzstände zu einem Zangenangriff auf die Konsumfreiheit zusammen.

Was heute schon im Kindergarten beginnt, nämlich die obrigkeitliche Bestimmung, was und wie wir essen,

soll jetzt zum für alle gültigen staatlich kontrollierten Menüplan werden. Viel Erfolg dabei, denn zum Glück ist das Ausland zum freien Einkaufen nah und gerne bereit, unsere Wahlfreiheit zu gewährleisten.

Wo bleiben hingegen unsere Konsumentenschützer? Und wo stehen unsere Grossverteiler, die diese ökologischen Glaubenskriege lieber aktiv unterstützen als die Wahlfreiheit von uns Konsumenten hochzuhalten?

Die Schweiz wird langsam, aber sicher zu demjenigen Land auf dieser Welt, in dem uns vom Staat nicht nur vorgeschrieben wird, wie viel wir verdienen oder wie viel Strom wir verbrauchen dürfen, sondern auch, was wir essen müssen. Am Ende wird der Wettbewerb trotzdem als Sieger aus diesem Trauerspiel hervorgehen. Wie einst das stolze Bierkartell wird auch diese Abschottung von aussen bedrängt werden. Und die Landwirtschaft verspielt ihre langfristigen milchwirtschaftlichen Trümpfe auf dem Weltmarkt.



Ufo in Berlin

Von *Henryk M. Broder* — In der Verwaltung des Bundestages sitzen Aliens.



Noch immer regt man sich in Deutschland über die Aktivitäten ausländischer Geheimdienste in der Bundesrepublik auf. Deren Treiben müsse «trans-

parent» gemacht werden, fordern Politiker aller Couleur. Derweil plant die Deutsche Telekom die Einrichtung eines «nationalen Internets», welches gewährleisten soll, dass Daten, die von Aachen nach Zwickau geschickt werden, nicht auf internationalen Datenautobahnen befördert werden müssen, wo sie abgefangen werden können. Freilich: Auch das Recht auf informationelle Selbstbestimmung ist nicht absolut. Es gibt Informationen, die von den Behörden bewusst zurückgehalten werden, die sie mit niemandem teilen wollen. Zum Beispiel eine Antwort auf die Frage: Gibt es unbekannte Flugobjekte, sogenannte Ufos?

Genau darum geht es in einem Prozess, der in diesen Tagen vor dem Oberverwaltungsgericht Berlin-Brandenburg geführt wird. Ein Berliner Bürger klagt sein Recht ein, ein Dossier des Wissenschaftlichen Dienstes des Deutschen Bundestages einsehen zu dürfen. Es heisst «Die Suche nach ausserirdischem Leben und die Umsetzung der VN-Resolution A/33/426 zur Beobachtung unidentifizierter Flugobjekte und extraterrestrischer Lebensformen». Das Berliner Verwaltungsgericht gab Ende 2011 der Klage statt, wogegen die Bundestagsverwaltung in die Berufung ging. Sie bestritt nicht, dass es ein solches Dossier gibt, sie gab nur ein Gutachten in Auftrag, in dem wunschgemäss festgestellt wurde, die Abgeordneten müssten einen «Informationsvorsprung gegenüber den Bürgern» haben. Auch die Frage, wie viel das Gutachten gekostet habe, wurde als topsecret klassifiziert – ein «Betriebs- bzw. Geschäftsgeheimnis» wie die Rezepturen von Ricola und Coca-Cola. Nun liegt die Sache beim Oberverwaltungsgericht auf dem Tisch.

Es fällt schwer, an die Existenz von Ufos zu glauben. Noch unwahrscheinlicher ist, dass die Verwaltung des Bundestages noch aus den Zeiten stammt, als das Fotografieren von Bahnhöfen verboten war und Briefe über Wasserdampf geöffnet wurden. Für die Weigerung, das Ufo-Dossier des Wissenschaftlichen Dienstes des Deutschen Bundestages herauszurücken, kann es nur einen Grund geben: Der Bundestag ist ein Ufo, und seine Verwaltung besteht aus Aliens.

Überzeugungspolitik und Karrierepolitik

Von Christoph Mörgeli

Dank unserem Föderalismus gibt es Bundespolitiker, Kantonpolitiker und Gemeindepolitiker. Wir kennen wegen der teilweisen Aussperrung der grössten Partei in Bundesbern Regierungspolitiker und Oppositionspolitiker. Die zunehmende Spezialisierung beschert uns Aussenpolitiker, Sicherheitspolitiker, Bildungspolitiker oder Verkehrspolitiker. Im Bundesparlament gibt's immer mehr Berufspolitiker, dafür immer weniger Milizpolitiker. Doch das alles ist nicht das Entscheidende.

Der wichtigste Unterschied zwischen den Politikern ist ein anderer: Er besteht zwischen Überzeugungspolitikern und Karrierepolitikern. Überzeugungspolitiker leben für die Politik. Karrierepolitiker leben von der Politik. Überzeugungspolitiker kämpfen für das Wohl ihrer Wählerinnen und Wähler. Karrierepolitiker sorgen für das Wohl von sich selber. Überzeugungspolitiker geben alles, was sie können. Karrierepolitiker nehmen alles, was sie können.

Einen Überzeugungspolitiker treibt die Unzufriedenheit. Er hat den unbändigen Drang, die öffentlichen Zustände zum Besseren zu verändern. Das gibt ihm die unangenehme Rolle des kritischen Störenfrieds, ja des ewigen Nörglers und Stänkerers. Einen Karrierepolitiker treibt der Wunsch, persönlich voranzukommen, in Ämter gewählt zu werden und Mandate zu ergattern. Das gibt ihm die angenehme Rolle des Konziliant-Lösungsorientierten, des medial beliebten Konsensfinders.

Unser System benötigt ungeachtet der Parteizugehörigkeit sowohl Überzeugungspolitiker wie Karrierepolitiker. Erstere erfüllen die Anliegen der Wähler und sorgen für die Profilierung der Probleme. Letztere finden die notwendige Mehrheit für die Wahl in die Behörden. Ganz so problemlos ist diese Arbeitsteilung allerdings nicht. Wer als Karrierepolitiker in einem Amt ankommt, ist bereits so angepasst, kompromissbereit und geländegängig, dass er sich nicht mehr eignet zu hartnäckigem Widerstand und zum Neinsagen.

Wer ständig eigene Interessen verfolgt, verliert die Fähigkeit, das allgemeine Interesse zu verfolgen. Die Schweiz erlebt dies jetzt schmerzhaft bei Streit, EU-Druck und Massenzuwanderung. Eines aber haben die Überzeugungs- und Karrierepolitiker immerhin gemeinsam: Beide müssen einstecken können. Die Überzeugungspolitiker Prügel. Die Karrierepolitiker Honorare.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Grüne Finken für Brummis

Von Peter Bodenmann — Neue Reifen für Lastwagen reduzieren Energieverbrauch und Lärm.



EU sei Dank: Ab 2015 müssen alle Lastwagen-Reifen ein Öko-Label aufweisen.

Lastwagen werden immer effizienter und lausbarer. Und vielleicht lösen bald einmal Elektro-Lastwagen die heutigen Diesel-Brummis ab. Unabhängig davon, ob ein Lastwagen Diesel oder Strom frisst, ist es sinnvoll, dessen Energieverbrauch zu senken.

Ab 2015 müssen – der EU sei einmal mehr Dank – alle Lastwagen-Reifen ein Öko-Label aufweisen. Die Ziele: kürzere Bremswege, weniger Lärm und weniger Energieverbrauch. Lanxess hat jetzt einen neuen Öko-Pneu auf den Markt gebracht. In einem grossangelegten Test über 40 000 Kilometer betrug die durchschnittliche Energieersparnis nicht weniger als 8,5 Prozent. Oder 2,6 Liter pro 100 Kilometer.

Überlandlastwagen legen pro Jahr 150 000 Kilometer zurück. Und saufen heute noch gut 40 000 Liter Diesel. Wer 8,5 Prozent weniger Diesel verbrennt, entlastet den Geldsack und schon die Umwelt: Pro Jahr und Lastwagen muss er den Ölkonzernen 6000 Franken weniger in den Rachen stossen. Parallel dazu sinkt der CO₂-Ausstoss pro Brummi um acht Tonnen. Ist das viel oder nicht der Rede wert? Mit Vorteil halten wir uns an die alte Bauernregel: Auch Kleinvieh macht Mist.

Nehmen wir an, Öko-Reifen wie die von Lanxess halten, was die ersten Tests versprechen. Was kann die Politik hierzulande machen, um den grünen Pneus beschleunigt zum Durchbruch zu verhelfen?

Strategie 1 — In der Schweiz zugelassene Lastwagen müssen grün bereift werden.

Strategie 2 — Lastwagen mit grünen Reifen zahlen weniger Schwerverkehrsabgaben. Lastwagen ohne grüne Reifen mehr.

Strategie 3 — Alle Lastwagen, die bei Aufträgen von Bund, Kantonen und Gemeinden zum Einsatz kommen, müssen grün bereift sein.

Strategie 4 — Greenpeace malt alle Lastwagen, die keine grünen Reifen benutzen, rot an. Mit abwaschbarer Farbe. Ohne Risiko, denn Putin hat in der Schweiz nichts zu sagen.

Gute Politik nutzt alle Hebel, die parlamentarischen wie die ausserparlamentarischen. Und bringt so gesellschaftlichen und technischen Fortschritt voran. Die Frage stellt sich: Welche Partei wird sich als erste dieses Thema schnappen? Die schläfrigen Sozialdemokraten? Die moralinsauren Grünen? Die bereits erlahmten Grünliberalen? Es droht absehbar wenig Gefahr von Rot-Grün.

Die Freisinnigen wollen mit zwanzig Jahren Verspätung ökologisch tätig werden. Ihr Fettapf-Präsident war früher Rallyefahrer. Er müsste jetzt auf Lanxess-Synthetik-Kautschuk umsteigen, grüne Finken aufziehen. Und hier jene Ränge gutmachen, die er wegen des Gripen-Umfallers verloren hat.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

WELTPREMIERE: NEW SUZUKI SX4 S-CROSS

BEREITS FÜR **Fr. 19 990.-**



- › **Der kompakte Preisbrecher**
grosse Klasse, kleiner Preis
- › **Der beliebte Familienwagen**
bequem, geräumig und sparsam
- › **Der vielseitige Crossover**
Van, Kombi und SUV zugleich
- › **Der effiziente Sportler**
viel Leistung bei tiefem Verbrauch
- › **Der stilvolle Blickfang**
attraktives Crossover-Design
- › **Der intelligente Allradler**
4-Modus-4x4-Antriebssystem ALLGRIP
- › **Der reisefreudige Transporter**
bis zu 1269 Liter Kofferraumvolumen
- › **Der kompakteste Swiss-Cross**
ideal für die Schweiz
- › **Der grösste Weitblick**
einzigartiges Panorama-Glasschiebedach
- › **Der neue Massstab**
exklusive Ausstattung, einzigartige Innovationen



Der neue Suzuki SX4 S-CROSS ist mehr als nur eine Weltpremiere. Er vereint mehrere Weltpremieren und definiert die Crossover-Klasse neu. Zum Beispiel mit dem revolutionären 4-Modus-4x4-Antriebssystem ALLGRIP. Dieses überzeugt mit neuester Technologie und praktischen Funktionen. **Auto:** Sobald erforderlich, wird automatisch auf ALLGRIP umgeschaltet. **Sport:** Für kurvenreiche Strecken und sportlichen Charakter. **Snow:** Im Schnee und bei schwierigen Strassenverhältnissen. **Lock:** Für anspruchsvollste Situationen, das max. Drehmoment wird optimiert an alle 4 Räder weitergeleitet.

Exklusive Ausstattung am Beispiel des New SX4 S-CROSS GL TOP. Stopp-/Start-Automatik (nur manuelles Getriebe), automatische 2-Zonen-Klimaanlage, Navigations- & Multimediasystem inkl. Rückfahrkamera, Bluetooth inkl. Freisprechanlage, Lederlenkrad mit Tasten für Audio- und Tempomat-Steuerung, Keyless Entry & Start-Stopp-Knopf, Parksensoren vorne & hinten, Lederausstattung, Regensensor, Bi-Xenon-Scheinwerfer, Tagfahrlicht (LED), Panorama-Sonnendach, getönte Scheiben, Berganfahrhilfe, 17" Leichtmetallfelgen, Sitzheizung vorne.

Suzuki fahren, Treibstoff sparen: New Suzuki SX4 S-CROSS 1.6, Fr. 19 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.5l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: C, CO₂-Emissionen: 127g/km; **Abbildung:** New Suzuki SX4 S-CROSS 1.6 GL Top 4x4, Fr. 31 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.7l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: D, CO₂-Emissionen: 130g/km; Durchschnitt aller Neuwagenmarken und -modelle in der Schweiz: 153g/km.

SUZUKI Ihr Suzuki Fachhändler unterbreitet Ihnen gerne ein auf Ihre Wünsche und Bedürfnisse abgestimmtes Suzuki Hit-Leasing-Angebot. **SAITLICHE PREISANGABEN VERSTEHEN SICH ALS UNVERBINDLICHE PREISEMPFEHLUNG, INKL. MWST.**

Die kompakte Nr. 1



Way of Life!

www.suzuki.ch

Genial. Sauberster SUV 4x4.

All-New Outlander PHEV
mit Plug-in-Hybrid Antrieb.

44 g
CO₂ pro km

A

Ab **49'999.-**



- » Bis 52 km rein elektrisch fahren. Zum Beispiel täglich von zuhause an den Arbeitsplatz und zurück. Null CO₂-Emissionen im Fahrbetrieb.
- » Und trotzdem mit der Familie und Sack und Pack ans Meer fahren. Ebener Laderaum bis 1'740 Liter, Reichweite bis 824 km.
- » Batterie über Nacht an jeder Steckdose vollladen, 5 Jahre (100'000 km) Voll-Garantie auf Batterie
- » Super All-Wheel Control 4x4 Antrieb (2 Elektromotoren), 9 Airbags, Anhängelast 1'500 kg
- » Benzinmotor (121 PS) plus 2 Elektromotoren (2 x 60 kW), Systemleistung 203 PS
- » Top-Ausstattung: Intense mit 2-Zonen Klima, Premium Audio, Rückfahrkamera, Navigator mit eAssist, Leder, Navigation
- » Intense PHEV 4x4 CHF 49'999.-*, bei 80 zertifizierten MiEV Partner



www.facebook.com/MitsubishiCH

www.mitsubishi-motors.ch



OFFICIAL CAR PARTNER

Genial bis ins Detail.



«Sie erfüllen nur Ihre Pflicht»

Von Kurt W. Zimmermann — Dürfen Journalisten kriminell sein? Ein wenig schon, aber sie sollten es nicht übertreiben.

So viel ist unbestritten. Der Journalist Iwan Städler vom *Tages-Anzeiger* bekam seine Dokumente auf eindeutig illegalem Weg.

Er bekam die illegalen Dokumente von der Zürcher Uni-Professorin Iris Ritzmann. Sie versties dadurch massiv gegen ihre berufliche Treuepflicht. Journalist Städler konnte darum ihren Professorenkollegen Christoph Mörgeli erfolgreich aus dem Amt schreiben.

Hat der Journalist Städler sich strafbar gemacht? Seit den Praktiken der Murdoch-Blätter und seit den Enthüllungen von Edward Snowden ist man sensibel auf solche Grenzbeziehungen geworden.

Bevor wir zum Thema kommen, müssen wir kurz das Grundmuster der Medien beschreiben. Es lautet: Alle heissen Storys in den Medien basieren auf Rechts- und Gesetzesbrüchen.

Für eine heisse Story braucht der Journalist einen Informanten. Der Informant steckt ihm vertrauliche Interna zu. Indem er die Interna ausplaudert, verstösst er zwingend gegen Treue- und Schweigepflichten. Er bricht zwingend Amts- und Berufsgeheimnisse.

Ein Informant begeht ein arbeitsrechtliches, zivilrechtliches oder strafrechtliches Delikt.

Warum gehen Informanten dieses Risiko ein? Ganz einfach. Viele Informanten, wie ich aus langer Berufserfahrung weiss, sind nicht Informanten, sondern Denunzianten. Sie wollen einem Dritten unbedingt Schaden zufügen. Diese Manie ist stärker als ihre dienstliche Loyalität.

Strittig ist, ob nun auch der Journalist ein Vergehen begeht. Es ist eine Grauzone. Es kommt selten vor, dass gegen die Medien wegen Verletzung von Amtsgeheimnissen ermittelt wird. Meist wird nur der Informant gejagt.

Doch es kommt vor. Im August etwa durchsuchte die Neuenburger Staatsanwaltschaft das Haus des Journalisten Ludovic Rocchi, der im *Le Matin* eine Plagiatsaffäre enthüllt hatte. Auch der Chefredaktor des britischen *Guardian* riskiert eine Klage, weil er im Fall Snowden seit Monaten vertrauliches Material publiziert.

Bei den Murdoch-Blättern wie *News of the World* und *The Sun* ist die Sachlage hingegen eindeutig. Sie nutzten nicht nur die kriminelle Energie von Informanten, sondern sie taten es ihnen gleich, indem sie mit illegalen Abhöraktionen die Gesetze brachen.

Recht eindeutig ist der Fall auch dann, wenn Journalisten ihre Informanten allzu sehr umschmeicheln oder bedrängen, damit sie die begehrten Informationen herausrücken. Dann



Grauzone: Journalist Rocchi.

ist das Anstiftung zur Verletzung des Amtsgeheimnisses.

Anstiftung zu einer Tat wird gleich geahndet wie die Tat selbst. Im letzten Mai etwa wurde ein *Blick*-Reporter verurteilt, weil er einen ehemaligen Polizisten überredet hatte, ihm Fotos eines Tatverdächtigen zu beschaffen.

Genau das aber ist der Alltag auf Redaktionen. «Sie erfüllen nur Ihre Pflicht, wenn Sie mir Ihre Dokumente schicken», bezirzt der Journalist erst den Gesprächspartner. «Ihre Dokumente sind von grossem öffentlichem Interesse», flötet dann der Journalist. Wenn gar nichts hilft, sagt der Journalist: «Ich sichere Ihnen absoluten Quellenschutz zu.»

Auch beim Journalisten Iwan Städler dürfte es so gewesen sein. Er hat Professorin Iris Ritzmann sicher herzlich umworben, ihm ihre geheimen Unterlagen zu überlassen. Er erwarb sich dann sogar den Zugriff auf ihren E-Mail-Account.

Gut möglich, dass er sie raffiniert angestiftet hat. Auch Christoph Mörgeli, wie er mir kürzlich sagte, möchte das wissen. Er will nun zuerst Einblick in die Akten nehmen. Dann wird er entscheiden, ob er den *Tages-Anzeiger* und seinen Journalisten wegen Anstiftung zur Amtsgeheimnisverletzung einklagen will.

Es würde ein interessanter Indizienprozess.

Mehr zum Thema: Seite 36

Reinhauen

Von Beatrice Schlag — Ein Burger befreit Frauen.

Die Fastfood-Kette Carl's Jr. verursachte in den USA in den letzten Jahren viel Wirbel. Sie stellte für ihre Werbung so prominente Models an wie Kate Upton und Heidi Klum,

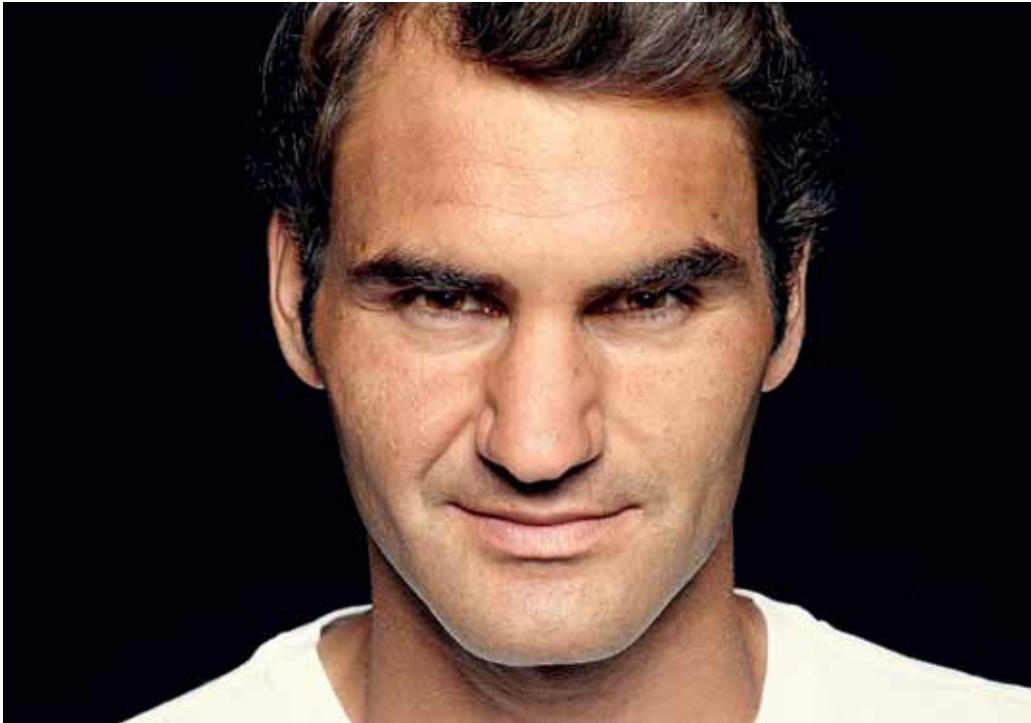


die mit viel Wonne und ganz ohne die Serviette, die man eigentlich dazubekommt, wollüstig riesige Burgers und Sandwiches vertilgten. Danach hatten sie klebrige Finger, Saft am Kinn und Ketchup im Mundwinkel, was möglicherweise die Männer erregte, weil die schönen Frauen nicht nur ganz undamenhaft zubissen, sondern dabei auch noch sehr knappe Kleidung trugen. Ausser dauerempörten Feministinnen regte sich niemand auf. Auch eine Heidi Klum in schwarzer Unterwäsche und mit öligem Kinn macht niemandem weis, dass die Hamburger bei Carl's Jr. nach mehr schmecken als nach mit Ketchup getränkten Papiertaschentüchern. Wer sie probiert hat, versucht es kein zweites Mal.

Sehr viel erfolgreicher ist der Werbefeldzug der japanischen Fastfood-Kette Freshness Burger. Der grösste Happen in ihrem Angebot, der Classic Burger, war der, der von Frauen am wenigsten gekauft wurde. Schuld war *ochobo*. *Ochobo* ist das Schönheitsideal des kleinen, bescheidenen Frauenmündchens. Ein grosser Mund wie der von Julia Roberts oder Angelina Jolie ist in Japan offenbar ein Erotik-Killer. Und wenn er zum Essen gar richtig aufgesperrt wird, gilt er als hässlich und unflätig. Japanerinnen halten reflexartig die Hand vor den Mund, wenn sie ihn zum Essen weiter öffnen müssen als zum Reden. Das ist vielleicht anmutig, aber anstrengend.

Logischerweise macht es viele Japanerinnen wütend, wie wenig eine Frau in ihrem Land darf, ohne Ansehen zu verlieren. Freshness Burger, offenbar von klugen Werbern beraten, brachte nun den Burger in «Befreiungsverpackung» auf den Markt. Das ist ein Burger, vor dem sich ein Mini-Paravent öffnet, auf dem der lächelnde, geschlossene Mund einer Japanerin zu sehen ist. Die Frau dahinter kann nun so herzlich reinhauen, wie ihr zumute ist. Nach nur einem Monat nationaler TV-Werbung für den «Liberation Wrapper» hatte der Classic Burger nach Angaben der Firma bei japanischen Frauen einen Verkaufszuwachs von über 200 Prozent. Fastfood-Emanzipation.

«Der Text ist weitgehend gut und ausgewogen; was mich stört, ist die offenbar endgültige Aussage im Titel.» *Arthur Cohn*



«Oft enttäuscht»: Tennisspieler Federer.

Würdeloser Titel

Nr. 45 – «Die letzten Tage von Roger Federer»; Ed Smith über den Schweizer Tennisstar

Ja, Roger Federer hat dieses Jahr oft enttäuscht – das aber kann und darf doch kein Grund sein, einen Beitrag über den erfolgreichsten Schweizer Sportler mit «Die letzten Tage von Roger Federer» zu betiteln. Der Text ist weitgehend gut und ausgewogen; was mich stört, ist die offenbar endgültige Aussage im Titel. Ich sah Rogi im Spiel um einen Platz im Halbfinal des entscheidenden Turniers des Jahres in London. Er war wie ausgewechselt, war brilliant und kontinuierlich, energisch in Aktion, was in gar keiner Weise den Eindruck vom Ende seiner Tennislaufbahn vermittelte. Ein viel positiverer Titel wie «Kann sich Roger Federer wieder an die Spitze kämpfen?» oder «Gelingt es Roger Federer, sich zur Spitze zurückzukämpfen?» wäre akzeptabel, eben nicht so unakzeptabel negativ gewesen wie der gewählte. Ich fühle mich geehrt, mit Rogi, der goldigen Mirka und Rogis grossartigen Eltern befreundet zu sein. Auch und gerade in schweren Zeiten verdient Rogi Anerkennung, Ermutigung und echte Unterstützung. So ein negativer, würdeloser Titel ist keinerlei Ermutigung. Von einem Ende der Tage von Roger Federer kann keine Rede sein. *Arthur Cohn, Basel*

Der reisserische Titel ist einer seriösen Wochenzeitschrift, für die ich die *Weltwoche* immer noch halte, absolut unwürdig. Ich muss

gestehen, dass ich den Autor Ed Smith überhaupt nicht kenne, weil mich Cricket als Sportart, in der wie beim Tennis die Exponenten zu viel Geld verdienen, gar nicht interessiert. Ich verurteile die Art der Beurteilungstechnik des Autors, der einmal himmelhohe Anerkennung andeutet, aber sofort wieder mit schwammigen Negativurteilen daherkommt. Mit einer Aussage stimme ich hingegen überein: «Die letzten Tage von Roger Federer» werden so gediegen und harmonisch verlaufen, wie es seiner starken, ehrlichen Persönlichkeit entspricht. Zahlreiche andere Tennisgrößen haben den Übergang vom aktiven Sport zum Privatleben nicht oder nur mit grossen Schwierigkeiten geschafft. Federer wird auch diesen Übergang meistern. *Karl Schaer, Zürich*

Weder bin ich ein Tennisfan noch sonst besonders an Sport interessiert. Den Aufsatz über Roger Federer habe ich noch nicht gelesen, doch der Titel dazu, «Federers letzte Tage», ist der *Weltwoche* unwürdig – und eher auf *Blick-Niveau*. Die Analogie zu «Huttens letzte Tage» sticht nicht, denn Hutten war schon 400 Jahre tot, als der Titel verfasst worden ist! Humor ist anders! Herr Federer hat sich seit vielen Jahren auch für an Tennis nicht Interessierte einen überragenden Ruf als fairer und korrekter Sportler erarbeitet. Einen so schnöden Titel hat er nicht verdient. *F. Kropf, Meilen*

Von wegen «letzte Tage»! Ich finde es schade, dass Sie dem Autor Raum boten für einen ins-

gesamt derart deplazierten, gar beleidigenden Artikel. Und dann noch Roger Federer als Titelbild. Aber eben: So lässt sich das Magazin besser verkaufen. Wer den Match gegen del Potro von eben gesehen hat, muss sich sowieso die Augen verwundert reiben. Wie kann man einen solchen Unsinn nur schreiben? Vielleicht passt das alles, wenn unser Nationalheld mit 35 Jahren seine unglaubliche Karriere beenden wird. Einstweilen dürfen wir uns aber weiter an seinem begeisternden Spiel erfreuen, ein segensreicher Ablenker von all den Alltagsproblemen und Vorkommnissen, übrigens. Ich wünsche Ihnen trotzdem weiterhin viel Erfolg mit der *Weltwoche*, die ich ansonsten sehr schätze. *Kurt Frey-Sutter, Berikon*

Zuerst die Wurzeln, dann die Flügel

Nr. 45 – «Die letzte Festung»; Daniela Niederberger über die Familieninitiative

Es ist schön, dass eine Rückbesinnung auf die Familie stattfindet. Auch sollte das Muttersein aufgewertet werden. Ich habe einen Sohn, und er ist sieben. Ich bin bewusst zu Hause geblieben bis jetzt, und ich möchte diese ersten Jahre mit meinem Sohn nicht missen. Die Gegner der Familieninitiative sagen verächtlich, man wolle die Frau zurück an den Herd schicken. Ich finde, ein Herd strahlt Geborgenheit aus, und wären mehr Leute mit dem Herd vertraut, gäbe es nicht so viel Essensabfall, da die Leute sich Zeit nehmen würden fürs Kochen. Auch müssten sich die Kinder nicht mit Fertigmenüs aus der Mikrowelle begnügen. Es gibt ja auch das Sprichwort «Zuerst gibt man einem Kind Wurzeln und später die Flügel». Die Gegner der Familieninitiative wollen genau das Gegenteil für die Kinder. *Esther Moser, Basel*

Krieg der Wirtschaft

Nr. 45 – «Spione»; Editorial von Roger Köppel

Wir wissen seit Jahrzehnten, dass alle US-Geheimdienste der Armee, Air Force, Navy, das State Departement, die CIA und die NSA insgesamt über Milliardenbudgets verfügen. Zudem hat das von Bush junior verfügte Terrorismusbekämpfungsgesetz nebst den irren Summen, die das US-Spionagegeschäft verschlingt, neue handwerkliche, technologische und elektronische Schleusen geöffnet. Mit diesen Milliarden wird gearbeitet, und wie! Sind wir naiv, dass wir auf Snowden warten mussten, um uns vorstellen zu können, wie auch der Schweiz, ihrem Werk-, Finanz-, Technologie- und Forschungsplatz, die Hosen ausgezogen werden? «Gouverner, c'est prévoir!» Nach dem Fall der Mauer 1989 ist die Militärspionage in den Hintergrund gerückt. Kerngeschäft ist nun die Wirtschaftsspionage. Die globalen Wirtschaftsstandorte führen einen gnadenlosen Konkurrenzkampf. Lester Thu-

row sprach vom Krieg der Wirtschaft. «The business of business is business.» Das gilt auch für die Nachrichtendienste. Das höchste aller Gefühle von Geheimdiensten ist es, zu wissen, was andere Regierungen reden und planen.

Der britische Premier hat es begriffen. Auch er Opfer eines anderen, zivilen Lauschangriffes. Er richtet sein Augenmerk bei der Bedrohungslage auf die Aktualität: «Computer statt Granaten» heisst seine Devise nach den eigenen Erfahrungen damit und den daraus gezogenen Konsequenzen. Mit Blick auf diese Bedrohungslage für Wirtschaftsstandort, Arbeitsplätze, Wohlstand und Wettbewerbsfähigkeit sind unsere Steuergelder adäquat zu allozieren. Da macht die Beschaffung des neuen Kampfflugzeuges Gripen tatsächlich keinen Sinn.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Überrissene Bauten

Nr. 45 – «Strassenbauer auf Schleuderfahrt»; Markus Schär über Astra-Direktor Dieterle

Dieser Artikel hat mir die Augen geöffnet. Dass im Strassenbau etwas nicht stimmt, merkt jeder, der viel auf den Strassen fährt. Da fragt man sich immer wieder, woher das Geld für die vielen überrissenen, luxuriösen Bauten kommt.

Rolf Studer, Hergiswil

Orientierungsloser Verein

Nr. 45 – «Das grosse Coming-out»; Philipp Gut über die Universität Zürich

Nicht nett, wie mit den Damen und Herren von der Uni Zürich umgesprungen wird. Vom Bunker am Helvetiaplatz zum gutbezahlten Dozenten an der Uni, inklusive Aufbau des Nachwuchses, wie zum Beispiel der rote Tanner! Reife Leistung! Ist jemand nicht ihrer politischen Meinung, dann wird er «liquidiert». Mit zweifelhaften Methoden, wie uns der Fall von Prof. Mörgeli zeigt. Nun hat es eine von der andern Seite erwischt, was sofort ein Wehklagen auslöst.

Aus Spendengeldern finanziert, erscheint umgehend ein ganzseitiges Inserat. Mit über hundert Namen, die keiner zur Kenntnis nimmt. Selbst «Dozenten» aus dem Ausland mischen fleissig bei dieser schweizersichen Angelegenheit mit. Professoren aller Länder, vereinigt euch, oder so. Alle Unterzeichner sind sich nicht zu schade, noch gleich einen Spendenaufruf zu unterstützen. Diese Damen und Herren verfügen über eine Lohnsumme von zirka 70 Millionen Franken und brauchen Spenden? Da fragt sich der ehrliche Bürger: Was ist das für ein orientierungsloser Verein?

Bernhard W. Reutimann, Richterswil

Der wiederum supergut recherchierte Artikel zeigt einmal mehr, dass wir in der Schweiz zwar nach wie vor Meinungsfreiheit haben, dass aber die Vertreter des Gutmenschen-Mainstreams auch im Universitätsbereich alles unternehmen, um politisch Andersdenkende rauszuekeln. Typisch ist, dass sich beim Rauswurf von Professor Mörgeli keine einzige professorale Stimme erhob, bei der strafrechtlich untermauerten Kündigung von Professorin Ritzmann jedoch ein ganzes Orchester vor allem auch deutscher Kollegen. Wie weit sind wir gekommen in unserem Land?

Thomas Schmidhauser, Luzern

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



«Ich bin Vaudoise.
Ich bin gelassen. Für meine Familie ist
gesorgt und meine Steuern sind optimiert.»

Werden auch Sie Vaudoise.
RythmoCapital bietet die Gewähr einer vollständigen Vorsorge,
die auf Ihre Finanzen und Ihren Lebensstil zugeschnitten ist
und dabei noch Steuervorteile garantiert. Wenden Sie sich an
einen Berater in Ihrer Nähe: vaudoise.ch

Da, wo Sie sind.  vaudoise

So viel Schweiz war lange nicht mehr

Wer sind wir? Die SRG trifft mit ihrer Serie «Die Schweizer» einen Nerv – und füllt ein Vakuum: An den Schulen wird die Entstehung der Schweiz nur am Rande behandelt. Im Lehrplan 21 ist Geschichte nicht einmal als eigenständiges Fach vorgesehen. *Von Peter Keller*



Inspirierende Versöhnungskraft: Niklaus von Flüe (Markus Amrein).



Ohrfeige am Morgarten: Werner und Hanna Stauffacher, Vogt Homberg.



Der Sieger von Murten hält Einzug: Anna Edlibach, Hans Waldmann.



Im mythischen Nebel: Augusta Escher-Uebel (Hanna Binder).

Alles Schnee von gestern? Offensichtlich nicht: Rund jeder dritte Haushalt schaute sich den ersten Teil der Doku-Fiktion «Die Schweizer» an. Obschon zeitgleich auf SRF2 König Fussball lief, siegte Landammann Stauffacher mit seinen bärtigen Mannen nicht nur am Morgarten, sondern auch bei den Zuschauerquoten fulminant.

Wie kommt es, dass ein historischer Stoff, der über 700 Jahre zurückreicht, ein solches Masseninteresse weckt? Wie viel Mythos steckt in den Anfängen der Eidgenossenschaft? Wer sind wir? Warum ist die Schweiz so, wie sie ist? Und woher rührt der selbstquälerische Umgang der Meinungseliten mit dem eigenen Land und seiner Geschichte?

Mit ihrer Serie über die Entstehung der Schweiz hat die SRG zweifellos einen Nerv getroffen – und ein wachsendes Interesse gestellt. Man darf wieder neugierig sein auf die

Schweiz. Angeschoben hatte das Projekt Ingrid Deltenre, die Vorgängerin des heutigen SRG-Generaldirektors Roger de Weck. Von den ursprünglich zehn geplanten Folgen sind aus Kostengründen vier übrig geblieben, die zwei Zeiträume abzudecken versuchen: die Phase der spätmittelalterlichen Herausbildung einer Eidgenossenschaft, erzählt anhand der Figuren Werner Stauffacher (Teil 1), Niklaus von Flüe und Hans Waldmann (Teil 2), und die Jahre rund um die Gründung des Bundesstaates von 1848.

Das Schweizer Fernsehen macht Geschichte lebendig. Dazu gehört eine Portion Steven Spielberg: Es klirren die Waffen und wogen die Busen. Damit es dem Zuschauer nicht zu wohligh wird, belehren ihn dazwischen immer wieder Historiker, indem sie das Geschehen einordnen und relativieren. Trotzdem kam heftige Kritik an der Serie auf. Man meckerte

über die Auswahl der Figuren und den Ansatz generell: «Die auf männliche Helden fixierte Optik sei unzeitgemäss und festige fragwürdige Mythen», fasste die extra anberaumte Diskussionssendung «Club Extra» den Unmut zusammen.

Feiger Kniefall

Natürlich liegen die Ursprünge der Eidgenossenschaft in einem mythischen Nebel – was auch ihren Reiz ausmacht. Fakt ist, dass um 1300 ein Bündnis nachgewiesen ist zwischen den Talschaften von Uri, Schwyz und Nidwalden (das Siegel von Obwalden kommt später hinzu). Man sichert sich gegenseitige Hilfe zu und erteilt allen «fremden Richtern», auch jenen, die ihr Amt gekauft haben, eine Absage.

Hier liegt sicher noch kein Plan Schweiz vor. Doch nicht die Absicht zählt, sondern das Ergebnis: Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts

wird aus einer lokalen Autonomiebewegung ein gefestigter Staatenbund hervorgehen. Im Gegensatz zum übrigen Europa verschwinden in der Eidgenossenschaft die Adelherrschaften, speziell das Haus Habsburg muss eine Reihe empfindlicher Niederlagen einstecken und schliesslich seinen Anspruch auf die schweizerischen Gebiete preisgeben.

Eine erste Ohrfeige kassiert der Habsburger Herzog Leopold I. um 1315. Wo und wie genau das Scharmützel am Morgarten, am sumpfigen Ufer des Ägerisees, stattfand, ist zweitrangig. Dass die Macher von «Die Schweizer» das Ende jedoch, die Schlacht, bewusst offenliessen und damit den Eindruck erweckten, der Waffengang habe überhaupt nicht stattgefunden, ist ein feiger Kniefall vor jener Meinungselite, die sich nicht mit einer gesunden Distanz zur eigenen Geschichte begnügt, sondern alles ausmerzen möchte, was die Schweiz auf Selbstbestimmung und Selbstbehauptung programmieren könnte. Dazu gehört die Befreiungstradition der alten Eidgenossen, dazu gehört auch die Schlacht am Morgarten.

Dabei liegen mindestens zwei wichtige Quellen vor, etwa jene des Johannes von Viktring (zwischen 1270 und 1347), der die Ereignisse um 1315 als Versuch Leopolds darstellt, das «freie Volk der Schwyzer» («Swiciensum gentem liberam») zu unterjochen. Ist hier die Fantasie eines proeidgenössischen Schreibeis durchgegangen? Mitnichten. Johannes Viktring ist Hofkaplan und Kanzler von König Albrecht II., dem Bruder des unterlegenen Leopold ... warum sollte ausgerechnet er dem Stammhaus seines «Arbeitgebers» eine Niederlage andichten?

«... und rüstete sich zum Widerstand»

Als 1315 eine Expedition von Habsburgern gegen Schwyz zieht, standen sich aus heutiger Perspektive auf beiden Seiten «Schweizer» gegenüber. Leopold rekrutierte sein Heer vornehmlich aus dem Mittelland, auch das Städtchen Winterthur sandte ein Kontingent von Kriegern, was für die zweite Quelle von Belang ist. Dort ist zu erfahren, wie die geschlagenen Edelleute wieder nach Hause zurückkehren. «Mit ihnen kam auch Herzog Lüpoldus, er schien halbtot vor übermässiger Trauer.» Das habe er mit eigenen Augen gesehen, so der Zeitzeuge, «weil ich damals ein Schulknabe war und mit andern älteren Schülern meinem Vater vor das Tor mit nicht geringerer Freude entgegenlief ...»

Der hier seinem Vater freudig entgegenlief, war Johannes von Winterthur (zwischen 1300 und 1340), ein Mönch und späterer Chronist. Er macht auch den Grundkonflikt am Morgarten deutlich: «In dieser Zeit, im Jahre des Herrn 1315, entzog sich ein Bauernvolk, das in den Tälern, Swiz genannt, wohnte, und überall von beinahe himmelhohen Bergen umgeben war, im Vertrauen auf den Schutz der sehr starken Bollwerke seiner Berge, dem Gehorsam, den

Steuern und den gewohnten Dienstleistungen, die es dem Herzog Lüpoldus schuldete, und rüstete sich zum Widerstand gegen ihn.»

Hier ist alles angelegt, was den Schweizer Freiheitsmythos ausmacht und bis heute die europhile Elite zur Weissglut treibt: das rebellische Bauernvolk, die Berge als Herzkammern des Widerstands, der Ungehorsam gegenüber den Eliten, der Widerwille vor zu viel Staat, hier in Form von «Steuern» und anderen «gewohnten Dienstleistungen».

In diesen mentalen Leitplanken bewegt sich die Schweiz bis ins 21. Jahrhundert, und damit wird auch klar, weshalb die Deutungshoheit über den historischen Rückraum so entscheidend ist. Geschichte lässt sich nur bedingt uminterpretieren, Mythen schon gar nicht. Man kann aus dem Tell keinen Sozialisten und auch keinen Nationalsozialisten machen: Bezeichnenderweise wurde die Aufführung von Schillers Theaterfassung im Dritten Reich von höchster Stelle untersagt. Selbst die Parodie

Es ist dieser Freiheitsmythos, der bis heute die europhile Elite zur Weissglut treibt.

des Schriftstellers Max Frisch (1911–1991), der die Geschichte des Schweizer Nationalhelden aus Sicht Gesslers erzählt und die Urner Bergbauer als trottelige Modernisierungsverlierer vorführt, wirkt mittlerweile verstaubter als das jahrhundertealte Original.

Herzlose Schweiz von Kriegsgewinnlern

In den 1990er Jahren erreichte der selbstquälrische Umgang mit der Schweiz seinen (vorläufigen) Höhepunkt. An der Expo in Sevilla 1992 präsentierte sich das Land unter dem Motto «La Suisse n'existe pas». Man hielt den Nationalstaat für überholt: Die Zukunft lag in einem vereinten Europa. Das EWR-Nein im gleichen Jahr zeigte, dass die helvetischen Reflexe trotzdem noch wirkten.

Es folgte die nächste Attacke mit der Aufarbeitung der Geschehnisse rund um den Zweiten Weltkrieg. Im Bergier-Bericht wurde aus einer heroischen Widerstandsgeschichte mit Réduit und geistiger Landesverteidigung eine herzlose Schweiz von Kriegsgewinnlern. Dieser Schande sollten sich die Schweizerinnen und Schweizer wenigstens am Ausgang des 20. Jahrhunderts entledigen: indem sie sich als geläuterte Weltbürger für den Beitritt zur Europäischen Union entschieden.

Es kam anders. Ganz anders: So viel Schweiz war lange nicht mehr. Swissness im Kühlschrank («Aus der Region. Für die Region»), Swissness im Sägemehl und jetzt auch im Schweizer Fernsehen. Nur in den bildungspolitischen Schaltstellen herrscht noch Kalter Krieg. 2005 schaffte die Universität Zürich Schweizer Geschichte als Hauptfach ab. Was

als Coup gegen die «nationalkonservative» Geschichtsschreibung gedacht war, entpuppt sich je länger, je mehr als Schuss ins eigene Knie: Ausser mit politischen Querelen macht das Historische Seminar der wichtigsten Universität des Landes kaum mehr von sich reden. Oder fällt jemand eine relevante Publikation von Professor Jakob Tanner ein? Bezeichnenderweise ist es ein Zürcher Germanist, Peter von Matt (Jahrgang 1937), der sich klug und durchaus kritisch der grossen Schweizer Themen annimmt und regelmässig als Festredner, wie jüngst zur 500-Jahr-Feier des Beitritts beider Appenzell zur Eidgenossenschaft, für die intellektuelle Einordnung historischer Anlässe sorgt.

Unterricht wie eine Mundspülung

Mit der Serie «Die Schweizer» füllt die SRG auch ein Vakuum, an dem die real existierende Schule leider nicht ganz unschuldig ist. In den letzten zwanzig, dreissig Jahren ist das Fach Schweizer Geschichte zusehends verkümmert. Es liegt am persönlichen Engagement einer Lehrperson, ob sie im Unterricht mehr bietet als das bisschen Pflichtstoff – neben der fast rituellen Selbstanprangerung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg.

Im vorliegenden Entwurf des Lehrplans 21, der die Lerninhalte in der Deutschschweiz vereinheitlichen will, soll Geschichte als eigenständiges Fach sogar ganz wegfallen und sich im politisch korrekten Nirwana namens «Räume, Zeiten, Gesellschaften» auflösen. Staatskunde fällt unter den Titel «Demokratie und Menschenrechte verstehen und sich dafür engagieren». Unterricht wie eine Mundspülung. Zu den neu vorgesehenen «Kompetenzbereichen» gehört das Verständnis für die «kulturelle Vielfalt der Schweiz im Wandel der Zeit» und die «Positionierung der Schweiz in Europa und der Welt».

Woher rührt dieser madige Umgang mit der Schweiz? Ist diese zwanghafte Distanzierung wirklich noch nötig? Niemand begreift die Schweiz mehr als blütenweissen Sonderfall. Dass sich die hiezulande ausgeprägte Skepsis gegenüber allen absoluten Lösungen als äusserst resistent erwiesen hat, dafür gibt es gute Gründe: Grossreiche kamen und vergingen. Die strahlenden Monarchien von einst sind noch gut genug für Klatschheftchen. Napoleon, Hitler, Stalin scheiterten an ihrem Gröszenwahn. Der Sozialismus implodierte, und die Europäische Union war noch nie so unbeliebt wie heute.

Bei allen Baustellen und Misstritten: So schlecht hat sich die Schweiz nicht gehalten. Und von der Versöhnungskraft eines Niklaus von Flüe (Teil 2 von «Die Schweizer»), der humanen Kriegsführung eines General Dufour (Teil 3) und dem unternehmerischen Geist eines Alfred Escher (Teil 4) dürfen sich auch heutige Generationen inspirieren lassen. ○

Üble Geschichte

Historiker, dies beweist die Uni Zürich einmal mehr, sind keine Wissenschaftler, sondern eifernde Ideologen und verkappte Politiker. Darum ist ihnen der Geldhahn zuzudrehen.
Von Urs Paul Engeler

Abspann des ersten Teils der TV-Serie «Die Schweizer»: Drei Historiker äussern sich zur Frage, ob am 15. November 1315 die Schlacht am Morgarten, der erste blutige Kampf zwischen den Eidgenossen und den Habsburgern, tatsächlich stattgefunden hat. Ein erster Geschichtsgelehrter, der als Professor von Deutschland aus die eigenständige Schweiz schlechtschreibt, verweist den heroischen Sieg, der erstmals vom Chronisten Johannes von Winterthur (1300–1348) erwähnt wird, ins Reich der helvetischen Legenden. Der zweite Geschichtsgelehrte, ein Genfer Professor, will sich nicht genau festlegen: Ein Scharmützel am Ägerisee habe es wohl gegeben, aber die triumphale grosse Schlacht wohl nicht. Der dritte Geschichtsgelehrte schliesslich, ein Jurassier, der bei Wien lebt, hält die tradierten Ereignisse für durchaus real: Das Heer von Herzog Leopold sei in einem Hinterhalt in Panik versetzt und von den Bauernkriegern aus Uri, Schwyz und Unterwalden dank deren neuartiger Waffe, der Hellebarde, regelrecht massakriert worden.

Das Schweizer Fernsehen gibt sich ausgewogen. Ein Ereignis, eine Frage: drei bekannte Historiker, drei völlig unterschiedliche Darstellungen, drei Glaubenssätze. Und die Zuschauer glauben genau das, was sie bereits vorher geglaubt haben, und genau das, was sie weiterhin glauben wollen. Denn sicheres Wissen ist es nicht, was Geschichtswissenschaftler von sich geben. Erkenntniszugewinn ist nicht zu erwarten, höchstens neu formulierte Argumente für alte Positionen.

Der grosse Rest bleibt unbekannt

Solides historisches Wissen kann es gar nie geben. Die Vorwelt, mit der diese spezielle Branche sich befasst, besteht aus einer unendlichen Menge von Begebenheiten, Menschen, Handlungen, Gesprächen, bildet sich aus unentwirrbaren, endlosen Ketten von Ursachen, Wirkungen und Rückkoppelungen. Allein die Elemente der menschlichen Geschichte sind zahlreicher als alle Tropfen aller Meere der Welt. Kein Individuum, auch kein Forscherteam, kann diese Fülle von Fakten auch nur annähernd überblicken. Zudem wird jedes Ding und jede Episode überlagert oder getrübt durch die seit Jahrtausenden geübte Praxis, Abläufe nachträglich «richtig» darzustellen – oder von den Versuchen, sie aus den Gedächtnissen zu löschen.

Selbst wenn darum bemühte Historiker die Materialien, die sie vorfinden, seriös auswer-



Solides historisches Wissen kann es gar nie geben: Rütli Schwur.



Das «alte Geschichtsbild»: Historiker Tanner.

ten, können sie somit nie wissen, wie relevant diese überhaupt sind, das heisst, in welchem Verhältnis die minimalen und wahrscheinlich zufällig abgelegten Spuren in den Archiven oder privaten Aufzeichnungen zum ungleich grösseren Rest stehen, der unbekannt bleibt –



Staatlich beauftragt: Historiker Bergier.

für immer. Es ist ihnen schlicht verwehrt, die Dokumente, die sie bearbeiten, in das Gesamte einzuordnen. Es existiert kein definiertes umfassendes Set von Daten.

Um dieses erste prinzipielle Manko aller ihrer Arbeiten zu überdecken, erklärt die Gilde

der Berufshistoriker die Bruchstückchen, die sie tatsächlich sichten kann, kurzerhand zum obligatorischen Kanon, mit dem «man» arbeitet, sofern man zur Gemeinde der Anerkennenden gehören will. Die offiziell geschriebenen Geschichtchen sind jedoch dünner und kleiner als die Grasnarben im Vergleich zum Erd-

Allein die Macht lenkt den Betrieb und bestimmt, was als Wahrheit zugelassen wird.

ball, den sie da und dort überziehen. Aber das Erfassbare gilt, zu Unrecht, gleichwohl als «die Geschichte».

Nun aber übersteigt selbst das beschränkte Segment, das theoretisch greifbar ist, die faktische Kraft aller Forscher und sämtlicher Institute, auch nur diesen Ausschnitt zu überblicken oder gar erschöpfend darzustellen. Sie müssen Entscheidungen treffen. Und diese Selektion ist stets höchst subjektiv. Es gibt keine verbindliche und überzeugende Methode und keine nachvollziehbaren Regeln der Komposition der Materialien. Das hat schon der konsequente Rationalist und brillante Wissenschaftstheoretiker Karl R. Popper erkannt, als er vor Jahrzehnten das selbstgefällige, unwissenschaftliche und vor allem missionarische Tun und Weissagen der Historikerzunft («Das Elend des Historizismus») demaskierte. Schon im 18. Jahrhundert hatte der deutsche Historiker Johann Martin Chladni seiner Zunft klargemacht, dass die «Sehepunkte», die subjektiven Interessen, die historische Arbeit bestimmen. Die kritische neue Linke erfand für den parteiisch gewählten Blickwinkel den Begriff des «erkenntnisleitenden Interesses». Dieser Vorbehalt trifft zwar jedes akademische Forschen, für das Fischen im uferlosen Meer von Geschichten wird er jedoch zum zentralen Beweggrund.

Das Puzzle von Georg Kreis

In der Tat war die Beschäftigung mit vergangenen Zeiten und Personen immer Mittel zum politisch-demagogischen Zweck. Der alte Grieche Thukydides, gerühmt als Begründer der analytischen, nüchternen Geschichtsschreibung («Der Peloponnesische Krieg»), war real nichts anderes als der Apologet des antiken Athens und dessen Anführers Perikles im Kampf gegen die angeblich bösen Spartaner. Dass persönliche oder politische Motive die Auswahl und den Dreh der erzählten Geschichten bestimmen, lässt sich in lückenhafter Linie bis in die Neuzeit nachweisen.

Die Drahtzieher in der staatlich beauftragten und entlohnten sowie mit Exklusivrechten ausgestatteten Bergier-Kommission zum Beispiel machten aus ihren Absichten nicht einmal ein Hehl. Georg Kreis, der Chefideologe des Trupps, der aus allseits bekannten Versatz-

stücken die Zeit des Zweiten Weltkriegs neu zusammenpuzzeln und interpretieren wollte, gab selbst zu Protokoll, das Ziel der Arbeiten sei keineswegs die Suche nach der Wahrheit.

Am 28. November 2011 stellte er sich im *Tages-Anzeiger* die Frage, was «der EWR oder die EU und die Uno mit der Erfahrung des Zweiten Weltkriegs zu tun haben». Er antwortete sich selbst: «Sehr viel. Das helvetische In-selbdenken wurde und wird durch die allzu simple Vorstellung genährt, die Schweiz habe dank des Alleingangs überlebt.» Zweck der staatlichen Bergier-Mission, so schreibt er vor Abschluss des Berichts, müsse darum die «schmerzliche Korrektur des schweizerischen Geschichtsbildes» sein. «Was unsere Ziele betrifft», wird er im Schlussbericht noch klarer, «so wollten wir nicht einfach die historische Realität der Schweiz während der Kriegs- und Nachkriegszeit [...] einfangen. Vielmehr ging es darum, aus fragmentarischen Fakten ein Bild des Landes zu konstruieren [sic!], das allerdings vom schweizerischen Selbstbild abweichen musste [abermals sic!].»

Bibel des Sonderfalls

Konkret zielte die neue Klitterung alter Dinge, die den Steuerzahler 22 Millionen gekostet hat, auf die Entwertung der einflussreichen neun Bände der «Geschichte der schweizerischen Neutralität» des Basler Historikers Edgar Bonjour (1898–1991). Bonjour selbst hatte seine identitätsstiftende Bibel des Sonderfalls und der bewaffneten Neutralität ebenfalls im Auftrag und im Sinne der damals bestimmenden politischen Kräfte des Landes verfasst.

Geschichtsschreibung ist zu jeder Zeit kaum kaschierte Propaganda. Wie die Bergier-Waffe in der Debatte einzusetzen sei, erläuterte vor den Medien dann der altmarxistische Zürcher Historiker Jakob Tanner: Das «alte Geschichtsbild» (gemeint ist die Analyse Bonjours) habe die «Zukunft des Landes verengt». Die Kommission habe darum «eine neue Perspektive schaffen müssen, die Optionen für die Zukunft öffnen könne». Die «neue Perspektive» des heutigen historischen Katechismus heisst laut Bergier/Kreis/Tanner: rasche Eingliederung des leider noch immer souveränen Landes in die wirtschaftlich-politisch-militärischen Grossstrukturen der Gegenwart.

Die Erkenntnis ist nicht neu, dass die Beschäftigung mit der Vergangenheit keine Wissenschaft ist, nicht einmal eine ungenaue. Diese Feststellung lässt sich ernsthaft auch gar nicht bestreiten. Gleichwohl agieren und agitieren die Historiker so eifernd und arrogant wie eh und je. Was aber tun die zu welchem Zweck?

Der aktuelle Konflikt zwischen den professoralen Personen an der Universität Zürich liefert Antworten. Unter dem Tarnschmuck von beflissenen Geschichtsschreibern beschäftigen die beamteten Damen und Herren sich

vor allem mit sich selbst, das heisst mit geschätzten Kolleginnen oder allenfalls abweichenden Kollegen. Solche Ersatzhandlungen werden nötig, weil die Tätigkeit, für die Historiker nicht zu knapp bezahlt werden, keine nützlichen und gültigen Resultate liefern kann und, als Produktion von reinen Glaubensbekenntnissen, keine echte Resonanz erzeugt. Der akademische Zirkel dreht leer und lang in sich selbst.

Da weder ein verbindliches Set von Daten existiert noch allgemein akzeptierte Methoden der Beurteilung vorhanden sind, ist alles, was doziert oder publiziert wird, beliebig, gleich wahr oder falsch wie die Meinungen zu Morgarten. Es kann keine offene Auseinandersetzung stattfinden zwischen Forschern, über Begründungen und Ansichten. In dieser Disziplin wird nicht mit Beweisen gefochten, weil es sie hier per definitionem nicht gibt. Allein die Macht lenkt den Betrieb und bestimmt, was als Wahrheit zugelassen wird.

Geschichte ist, was von Fakultäten als solche akzeptiert und von Staates wegen finanziert wird. Bis Mitte der siebziger Jahre war die universitär gelehrte Historie noch mehrheitlich bürgerlich. Nach einem kleinen Kulturkampf und der Vertreibung von Traditionalisten wurde sie links bis sehr links und nach einem weiteren Schwenk in den neunziger Jahren auch noch feministisch. Ohne artige Reverenz an die modische Gender-Frage kann derzeit keine Veranstaltung starten. Unter diesem Titel holt heute jede Banalität akademischen Applaus.

Geschichte ist, was von Fakultäten als solche akzeptiert und von Staates wegen finanziert wird.

Wenn nur einer abweicht, sich dem kollektiven Druck zur einzig erlaubten politisch korrekten Darstellung der geschichtlichen Elemente nicht fügt und alternative Lehren verbreitet, so gerät das künstliche Gebäude der offiziellen Historie ins Wanken. Jede Störung entlarvt den Konsens der «Gelehrten» als Fassade ohne Stützen. Und weil das Personal dieser universitären Werkstatt genau weiss, dass es keine Argumente gibt, wird, um die eigene Unsicherheit zu überdecken, politisiert, polemisiert, propagiert, gemobbt, medial diffamiert, ausgegrenzt, verjagt. Aus unbedarften Historikern werden agitierende Hyänen, die ihre Positionen gegen Kritiker verteidigen.

Nun ist in einer Demokratie gegen harte Auseinandersetzungen, auch um historische Glaubenssätze, gar nichts einzuwenden, im Gegenteil. Störend in diesem Fall ist indes, dass die scheinwissenschaftlichen «Agitprofs» sich mit Steuergeld bezahlen lassen. Drehen die Bürger dieser Fachschaft den Geldhahn zu, entstünden weniger üble Geschichten. ○



Getilgter Dokortitel: Website des Uni-Spitals...



...vor und nach der Korrektur.



Schlüsselrolle: Klaus Grätz, Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich.

Noch ein falscher Doktor

Die Uni Zürich versucht, den Fall eines Kieferchirurgen, der zwei falsche Dokortitel führte, herunterzuspielen. Das aber ist noch nicht alles. In der Abteilung von Dekan Klaus Grätz gibt es sogar einen Prof. Dr. Dr., der keine Doktorarbeit geschrieben hat. *Von Christoph Landolt*

Marius Bredell arbeitet an der Universität Zürich als leitender Arzt, Co-Direktor einer Forschungsgruppe und Betreuer diverser Doktoranden. Jahrelang wurde der südafrikanische Kieferchirurg als Dr. med. Dr. med. dent. geführt, obwohl er nie eine Doktorarbeit geschrieben hatte. Das berichtete die *Weltwoche* in ihrer letzten Ausgabe.

Die Uni bleibt untätig: Die Sache wird stiefmütterlich behandelt. Vom Titelschlamassel will man nichts gewusst haben. Eine Überprüfung der Dokortitel habe nicht stattgefunden, man habe das aber im Spätsommer nachgeholt, erklärte Uni-Sprecherin Christina Hofmann. Bredell sei davon ausgegangen, seine in Südafrika erworbenen Master-Titel seien «äquivalent».

Die Erklärung hinkt, denn laut den von uns befragten Experten ist in keinem Land der Welt ein Master-Titel gleich viel wert wie ein Doktorgrad. Wer den Beweis erbringen will, zu eigenständiger Forschung fähig zu sein, muss eine Doktorarbeit schreiben.

Bredell war im Jahr 2006, als er von der Uni Zürich eingestellt wurde, ein wissenschaftlicher No-Name. In seinem online verfügbaren Curriculum Vitae führt «Dr. Dr. med. Marius Bredell» lediglich fünf wissenschaftliche Beiträge auf, die aber alle nach 2006 verfasst wurden. Auch die Datenbank PubMed, die alle

neuen medizinischen Erkenntnisse aufführt, liefert keine Hinweise, dass der Chirurg vor seiner Zeit in Zürich je geforscht hat.

Das war zweifellos auch Klaus Grätz bekannt, dem in dieser Geschichte eine Schlüsselrolle zukommt. Grätz ist als Dekan der Medizinischen Fakultät Mitglied der erweiterten Universitätsleitung. Und er ist als Direktor der Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie des Uni-Spitals auch der direkte Vorgesetzte von Bredell. Grätz sagt dazu: «Herr Bredell

Die Klippen der fehlenden Dissertationen umschiffte Grätz gekonnt.

wurde in Südafrika überall als Doktor bezeichnet. Ich würde lügen, wenn ich sagen würde, dass wir da genau hingeschaut haben.» Hat der Dekan aktiv die Augen geschlossen?

Ein zweiter, fast identischer Fall zeigt, dass Bredell kein Einzelereignis ist.

Prof. Dr. Dr. ohne Doktor

Joachim A. Obwegeser, 57, Titularprofessor an der Universität Zürich und stellvertretender Klinikdirektor, wurde lange als «Prof. Dr. med. et med. dent.» bezeichnet. Doch Obwegeser, der am Uni-Spital – wie sein Kollege Bredell –

leitender Arzt ist, hat – wie Bredell – nie eine Doktorarbeit geschrieben und deshalb auch nie einen Dokortitel verliehen bekommen.

Wie bei Bredell wurde auch bei Obwegeser der falsche Humanmedizin-Dokortitel von der Website des Uni-Spitals getilgt, kurz nachdem die Uni von den *Weltwoche*-Recherchen erfahren hatte. Heute steht auf der Uni-Spital-Site «Prof. Dr. med. univ.». Diese Abkürzung steht für *Doctor medicinae universae*, was gemeinhin mit «Doktor der gesamten Heilkunde» übersetzt wird. Diesen Titel gibt es nur in Österreich, und es gibt ihn geschenkt. Wer im Titelaffinen Österreich sein Medizinstudium absolviert, wird automatisch «Dr. med. univ.». Eine Forschungsarbeit ist dazu nicht erforderlich.

«Es handelt sich um eine Berufsbezeichnung und ist nicht als akademischer Grad zu verstehen», heisst es bei der Schweizer Fachärztesgesellschaft FMH. Im Klartext bedeutet das: Ein «Dr. med. univ.» ist zwar Arzt, aber kein Doktor. Ein solcher Titel darf nicht einfach zum «Dr. med.» verkürzt werden. Im Kanton Zürich wird «Missbrauch von akademischen Bezeichnungen und Titeln» mit Busse nicht unter 2000 Franken bestraft, wobei weiterhin die Unschuldsvermutung gilt. Für die von Grätz geleitete Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie bedeutet das also:

Die Nummern zwei und drei sind falsche Doppeldoktoren.

Obwegeser sagt, er habe «nie vorsätzlich oder aus Versehen einen falschen Titel verwendet». Das lasse sich «an allen offiziellen Dokumenten nachverfolgen». Er sei stets davon ausgegangen, dass sein in Österreich erworbener Dokortitel in der Schweiz anerkannt werde, so die Begründung.

Richtig ist, dass Obwegeser seine österreichische Berufsbezeichnung «Dr. med. univ.» hierzulande führen darf. Er darf aber nicht als Doktor auftreten. Und genau als solcher wird er nicht nur auf der Uni-Spital-Website, sondern auch in anderen Dokumenten bezeichnet. Im offiziellen Vorlesungsverzeichnis der Uni Zürich steht: «Dr. med./Dr. med. dent.». Die Schweizerische Gesellschaft für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie führt ihr Vorstandsmitglied Obwegeser als «Dr. Dr.».

Und vor zwei Jahren, im Mai 2012, vermeldete die Uni: «Professor Dr. Dr. Joachim Obwegeser wird zum Titularprofessor ernannt». Auf eineinhalb Seiten lobte Klaus Grätz den Werdegang und die Verdienste des von ihm geförderten Obwegeser in wärmsten Worten. Dabei, so wird bei der Lektüre deutlich, umschiffte Grätz die Klippen der fehlenden Dissertationen gekonnt: «Er [Obwegeser] studierte Medizin an der Universität Innsbruck, promovierte 1980 zum Doktor der gesamten

Heilkunde», steht da. Nicht erwähnt wird, dass dieser Titel schlicht und einfach den Studienabschluss markiert. Die zweite Dissertation, die ein «Professor Dr. Dr.» vorweisen können müsste, erwähnte Grätz gar nicht erst. Die *Weltwoche* hat in der Universitätsbibliothek in Innsbruck nachgeforscht. «Ich habe österreichweit keine registrierte Dissertation gefunden», stellte der zuständige Bibliothekar nach längerer Suche fest.

Der berühmte Onkel

Ein Chirurg wird Professor, ohne je eine Doktorarbeit geschrieben zu haben – andernorts ist das undenkbar. «Ohne Dissertation keine Habilitation», sagt Andrea Huwiler von der Medizinischen Fakultät der Uni Bern. «In Basel ist es nicht möglich, sich ohne Doktorat an der Medizinischen Fakultät zu habilitieren», erklärt Stephan Marsch, Studiendekan an der Uni Basel. Auch in Heidelberg oder München ist klar geregelt, dass ein Habilitand einen Doktorgrad mitbringen muss.

In der Habilitationsordnung der Medizinischen Fakultät der Uni Zürich fehlt ein solcher Passus. Angefragte Mediziner sind darüber erstaunt. «Zuerst Doktor, dann Professor – dieser Grundsatz ist so selbstverständlich, dass wohl einfach keiner dran gedacht hat, ihn ins Reglement zu schreiben», meint ein Chirurg. Auch wenn es nicht explizit verboten sei, so

gebe es doch ein ungeschriebenes Gesetz. Klaus Grätz verweist auf Obwegesers Verdienste in Forschung und Lehre, die ihn qualifizierten. Tatsächlich hat Obwegeser mehr als hundert wissenschaftliche Publikationen verfasst. «Es wäre einfach gewesen, eine dieser vielen Arbeiten als Dissertation einzureichen», sagt Obwegeser.

Das mag stimmen. Umso erstaunlicher ist es, wenn an der Medizinischen Fakultät offensichtlich die Meinung vorherrscht, dass man einen angeblich so einfachen Schritt nicht tun muss. Für Nachwuchswissenschaftler, die in der Hoffnung auf eine Professur die akademische Ochsentour auf sich nehmen, muss das wie Hohn klingen.

Bleibt die Frage, warum der Dekan ausgerechnet in seiner eigenen Abteilung duldet, dass ein Nichtdoktor Professor wird: Spielen alte Loyalitäten eine Rolle? Der Name Obwegeser hat an der Uni Zürich einen guten Klang. Es war Hugo Obwegeser, der die Zürcher Kieferchirurgie begründete und ihr mit revolutionären Operationsmethoden weltweites Renommee einbrachte. Er ist der Onkel von Joachim Obwegeser, und er war der Lehrer und Förderer von Klaus Grätz. Dieser sagt dazu: «In keiner Weise hatte die reguläre Beförderung von Herrn Obwegeser zum Titularprofessor etwas mit dem ehemaligen Klinikdirektor zu tun.» ○

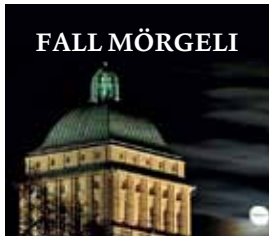
Nicht nur über Kultur lesen, sondern auch Kultur erleben? Im Kunsthaus? Den Munch oder die Sammlung? Die grafische Sammlung oder die Videosammlung?

Gewinnen Sie ein Relax-Weekend:
sympany.ch/win

Das Leben sollte wieder einfacher werden.

Gewisse Entscheidungen werden Ihnen leicht gemacht: Sympany bietet Ihnen einen persönlichen Service und Versicherungen, die einen umfassenden Schutz garantieren – für Singles, Familien und Unternehmen. Entdecken Sie die erfrischend andere Versicherung. www.sympany.ch

 **sympany**
versicherungen



Condrau wetzt die Messer

Neue Dokumente belasten Christoph Mörgelis ehemaligen Chef Flurin Condrau. Sie entlarven ihn als Drahtzieher der Zürcher Uni-Affäre. Teil 1 der neuen *Weltwoche*-Serie. Von Philipp Gut

Am Morgen des 10. September 2012 arbeitete Christoph Mörgeli wie gewohnt in seinem Büro am Hirschengraben 82 am Fuss des Zürcher Hochschulhügels. Das Gebäude ist direkt in den Fels gehauen, darüber thronen die Kuppeln von Universität und ETH, unerschütterliche Bollwerke der Bildung, so scheint es, die wie moderne Kathedralen in den Himmel ragen. Ein Pressetermin steht an, wie es so viele gibt im Leben des Medizinhistorikers und prominenten Nationalrats der Schweizerischen Volkspartei (SVP). Doch dieser ist anders.

Der angemeldete Journalist – Iwan Städler vom *Tages-Anzeiger* – hat eine Bombe im Gepäck, deren Lunte längst gezündet ist. Schon am nächsten Tag will er sie platzen lassen – und sie sollte nicht nur die gesamte, vierköpfige Führungsriege des Medizinhistorischen Instituts wegfegen, sondern die 180-jährige Universität in ihrem Fundament erschüttern. Bis hin zum Rücktritt des Rektors.

Städler hat an diesem Montagvormittag bereits alle Informationen für seinen Scoop beisammen; er braucht Mörgeli nur noch damit zu konfrontieren. Es sind vertrauliche, interne Berichte und Aussagen über die Qualifikation Mörgelis, des langjährigen Konservators des Medizinhistorischen Museums. Manches davon erfährt dieser zum ersten Mal. Nachdem der Journalist gegangen ist, setzt sich Mörgeli an den Computer. Es ist jetzt halb zwölf. In einer E-Mail, gesendet um 11.43 Uhr, orientiert er seinen Vorgesetzten («Lieber Herr Condrau») über den Besuch des Reporters.

Der Chef verrät Interna

Nach Ausführungen über ein Trepanationsgerät und andere medizinhistorische Spezialfragen schreibt Mörgeli: «Ferner möchte ich Sie darauf hinweisen, dass heute Herr Städler vom *Tages-Anzeiger* vorbeikam. Er ist sehr gut munitioniert mit den Vorhaltungen gegen mich von Medizinhistorikern des In- und Auslandes, kennt die negativen Feststellungen der Kommission Jütte betreffend die Sammlung und sagte, mein Chef halte mich schlicht für unprofessionell, und die Universitätsleitung habe den Akademischen Bericht 2011 unseres Instituts wegen Vorwürfen an meine Adresse nicht freigegeben. Ich habe überall, wo notwendig, meine Schweigepflicht gewahrt.»

So verschwiegen sind nicht alle – vor allem nicht Mörgelis «Chef», Flurin Condrau. Dieser hat, wie die E-Mail-Nachricht belegt, vor-

gängig mit dem Journalisten Kontakt gehabt und sich über Mörgelis berufliche Qualifikationen ausgelassen. Das Urteil, das er via Presse überbrachte, kommt einem wissenschaftlichen Dolchstoß gleich («schlicht unprofessionell»).

Der Vorgang ist bemerkenswert, er dürfte selbst in der intrigenerprobten akademischen Welt eine neue Dimension erreichen: Ein Institutsleiter verrät Informationen über die Qualifikation eines Mitarbeiters, um damit eine Pressekampagne gegen diesen loszutreten. Die gezielten Indiskretionen konnten nur einen Zweck haben: den offenbar missliebigen Angestellten in Verruf zu bringen und dessen Entlassung zu bewirken. Man nennt das gemeinhin Mobbing. Im vorliegenden Fall ist es besonders ausgeprägt, weil es auch vom Chef ausgeht und bewusst in die Öffentlichkeit getragen wurde. Mit verheerenden Folgen für alle Beteiligten, wie sich zeigen sollte.

Auftritt der Rivalin

Das Dynamit, das am 11. September 2012 im *Tages-Anzeiger* zur Explosion gebracht wird, hat der heimliche Drahtzieher Condrau schon seit eineinhalb Jahren herstellen lassen, wohlproportioniert.

Während sie ihren Partner pusht, bleibt Ritzmann Mörgeli gegenüber kritisch eingestellt.

Der Konflikt beginnt mit der Berufung des neuen Chefs im Februar 2011. Auch Mörgeli hatte sich um die Nachfolge des Lehrstuhls von Professor Beat Rüttimann beworben. In der Berufungskommission, in der die erklärten SVP-Gegner Philipp Sarasin (Universität) und Michael Hagner (ETH) sitzen, hat er keine Chance, er schafft es nicht einmal unter die ersten sechs. Gewählt wird Flurin Condrau, der in Manchester lehrt und zuvor beim Sozialhistoriker Reinhard Spree in München assistierte. Führungserfahrung bringt Condrau keine mit.

Eine zweite Frontlinie baut sich zwischen Mörgeli und Iris Ritzmann auf. Die Fachkollegin, mit der er einst befreundet war, wird nach dem Rücktritt Professor Rüttimanns im Februar 2010 durch die Medizinische Fakultät interimistisch zur Institutsleiterin ernannt – Ambitionen auf den Posten hatte auch der amtsältere Christoph Mörgeli. Ritzmann verlangt von ihm, dass er keine Medien im Zu-

sammenhang mit seiner politischen Tätigkeit in seinem Büro empfängt, was Mörgeli ablehnt – es sei denn, für die Parlaments- und Professorenkollegen Felix Gutzwiller (FDP) und Daniel Jositsch (SP) gelte dasselbe.

Neben der Politik geht es auch um wissenschaftliche Differenzen. Bereits im April 2008 hatte Ritzmann in einem sogenannten Forschungskonzept verneint, dass «medizinhistorische Fest- und Jubiläumsschriften, populäre Darstellungen oder Ausstellungskataloge» wissenschaftliche Veröffentlichungen seien – was sich zielsicher gegen Mörgeli richtet. Dieser hat zwar eine umfangreiche Publikationsliste vorzuweisen, seine Werke sind aber oft nicht ausschliesslich für ein Fachpublikum geschrieben, sondern an die interessierte Öffentlichkeit adressiert.

«Äusserst distanziert, fast angeekelt»

Auch personell werden jetzt, im Frühjahr 2008, erste Weichen gestellt, die zur Eskalation beitragen. Ritzmann fordert die «Überprüfung der Möglichkeit, Dr. E. Wolff eine angemessene Position zu ermöglichen». Es solle «in erster Linie» eine Stelle für Wolff (plus einen Assistenten) geschaffen werden, schreibt sie in einem Konzept zur Nachwuchsförderung. Eberhard Wolff ist der Ehegatte von Iris Ritzmann und damals Mitte 40.

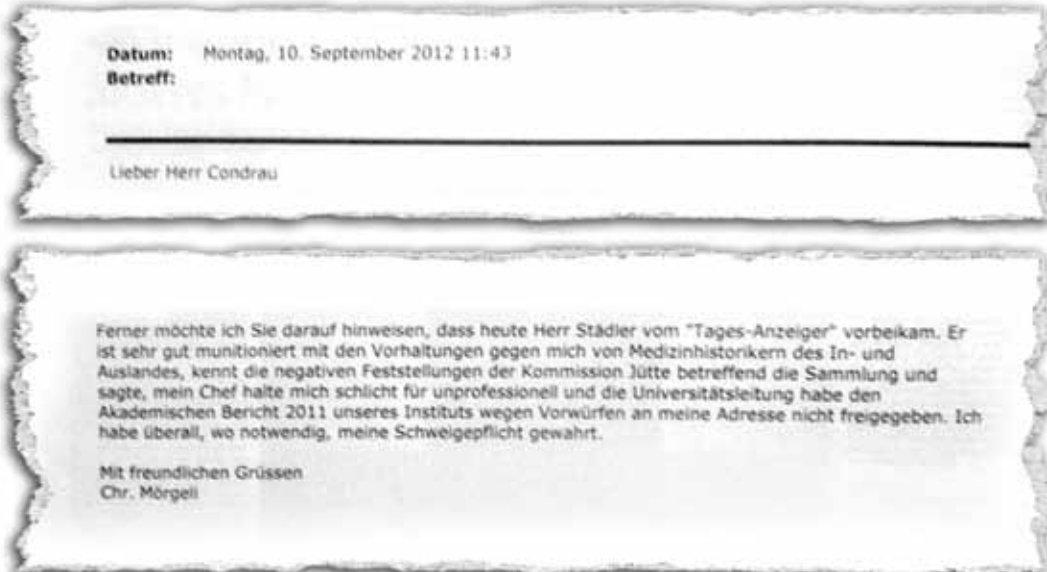
Während sie ihren Partner schiebt und pusht, bleibt Ritzmann dem hauseigenen Konservator Mörgeli gegenüber kritisch eingestellt. «Der Sammlung geht es nicht gut», schreibt sie vielsagend, aber ohne weitere Begründung im Akademischen Bericht 2010.

Die Situation verschärft sich im Februar 2011, als Flurin Condrau sein Amt als Direktor antritt. Vor den Mitarbeitern erklärt der neue Chef, er sei mit Iris (Ritzmann) und Eberhard (Wolff) per du, da er beide schon lange kenne. Wie er es mit den übrigen Angestellten halte, wisse er noch nicht. Mit Mörgeli verkehrt er bis am Ende per Sie.

Die beiden ehemaligen Konkurrenten um den Lehrstuhl verstehen sich überhaupt nicht. Bereits im Sommer 2009 kommt es zu einer denkwürdigen Begegnung, als die drei bestplatzierten Kandidaten der Nachfolge Rüttimann Mörgelis Objektsammlung besichtigen. Der vormalige Institutsleiter und sein akademischer Zögling Mörgeli unterhalten sich danach über die Tatsache, dass Condrau gegenüber der Sammlung «äusserst distanziert, fast » Fortsetzung auf Seite 38



«Populäre Darstellungen»: Wissenschaftler Mörgeli.



«Unprofessionell»: E-Mail Mörgelis an Condrau, 10. September 2012.



Gezielte Indiskretion: Vorgesetzter Condrau.

angeekelt» gewirkt habe und wohl wenig damit anfangen könne.

Die Einschätzung war richtig, wenn auch untertrieben. Noch konnte Mörgeli nicht ahnen, dass Condrau die Sammlung als Hebel benutzen sollte, um ihn loszuwerden.

Nicht nur von den Knochen, Föten, menschlichen Körperteilen in Gläsern und alten medizinischen Geräten war der neue Chef wenig angetan. Auch die Person des Konservators Christoph Mörgeli war ihm ein Dorn im Auge, wissenschaftlich, menschlich, politisch.

Nachdem ihn Vorgänger Rüttimann geschätzt, gefördert und fast durchwegs mit Bestnoten ausgezeichnet hat, sieht sich Mörgeli von Condrau von Anfang an ins Abseits gedrängt. «Ungenügend» heisst das Prädikat in sämtlichen Belangen.

Degradierung in Raten

Tatsächlich schränkt der neue Chef den Wirkungsraum des Museumsleiters Schritt für Schritt ein. So darf Mörgeli keine finanziellen Verpflichtungen mehr eingehen, ohne seinen Chef zu fragen. Er darf nicht mehr selbständig Leihverträge für Objekte unterschreiben. Er darf keine Sonderausstellungen mehr betreuen, das übernimmt jetzt Eberhard Wolff, der Ehepartner von Iris Ritzmann.

Schliesslich darf er auch keine Sammlungsobjekte mehr anschaffen – womit eine Kernaufgabe des Kuratorenjobs entfällt – und nicht mehr selbständig Medienkontakte wahrnehmen, die seine Arbeit als Medizinhistoriker betreffen.

Auch die Lehrtätigkeit Mörgelis stutzt Condrau zurück. Er untersagt ihm, ein Modul für Medizingeschichte im Curriculum der angehenden Ärzte anzubieten – mit Verweis auf sein eigenes Angebot. Die früher von Mörgeli gemeinsam mit Professor Rüttimann veranstalteten medizinhistorischen Abendvorträge streicht er ersatzlos.

Blieben die Publikationen. Doch auch diese ignoriert Condrau nach Aussage Mörgelis

Condrau ignoriert Mörgelis Publikationen praktisch vollständig.

praktisch vollständig. Es herrscht intellektuelle Eiszeit. Selbst das Buch «Mikroskop und Ohr. Der Weg zur Mikrochirurgie», das Mörgeli zusammen mit dem weltbekannten Zürcher Chirurgen Ugo Fisch verfasst hat, lehnt Condrau ab. Er wünsche sich weniger die Zusammenarbeit mit Klinikern als mit Ethikern, soll er Mörgeli ausgerichtet haben. Condrau steht für Stellungnahmen in den Medien seit Ausbruch der Affäre nicht mehr zur Verfügung.

Dahinter verbirgt sich ein weltanschaulicher und methodischer Richtungsstreit: Dem

sozialhistorisch geschulten und politisch linksgerichteten Condrau, früher *Woz*-Autor, missfallen Mörgelis Praxisbezug und seine Nähe zu Ärzten und Pharmaindustrie. Aus diesem Grund missbilligt er Mörgelis Schrift über das Roche-Medikament Bactrim. Und er beendet die Zusammenarbeit mit mehreren Ärzten und Zahnärzten, die dem Institut viele Jahre als freie wissenschaftliche Mitarbeiter verbunden waren. Condrau beurteilt deren Wirken als «semiprofessionell». Ihre Schlüssel lässt er einziehen.

Wie sehr sich Condrau von Beginn weg auf Mörgeli eingeschossen hat, zeigt sich am

Der neue Chef ist erst seit wenigen Monaten im Amt, schon lässt er auswärtige Experten einfliegen.

27. Juni 2011. Der neue Chef ist erst seit wenigen Monaten im Amt, doch schon lässt er auswärtige Experten einfliegen, um Mörgelis Sammlung kritisch unter die Lupe zu nehmen. Die Gruppe nennt sich «Kommission Objektsammlung MHIZ», federführend ist der Stuttgarter Sozialhistoriker Robert Jütte.

Der Chefexperte ist am Institut kein Unbekannter: Sowohl Iris Ritzmann als auch ihr Gatte Eberhard Wolff waren Assistenten bei ihm.

Vielleicht etwas blauäugig

Condrau führt die Gruppe, Mörgeli, wiewohl verantwortlich für die Sammlung, darf sie nicht begleiten. Auch zum Berichtsentwurf kann er nicht Stellung nehmen. Ein Vorgehen, das aussergewöhnlich ist und nur Sinn ergibt, wenn dahinter die Absicht steht, ihm zu schaden. Wäre es ernsthaft darum gegangen, das Niveau der Sammlung anzuheben, hätte der Konservator in den Prozess einbezogen werden müssen.

Das Gutachten – nach seinem Verfasser Jütte-Bericht genannt – fällt in allen Teilen vernichtend aus. Die Rede ist von einem «Durcheinander», von unsachgemässer Lagerung und einem ethischen Problem, da Präparate unter Verletzung der in der Bundesverfassung verankerten Würde des Menschen aufbewahrt würden. Die Vorwürfe gipfeln im Satz: «Die in einem Kellerraum gelagerten menschlichen Knochen sind teilweise dem Staub und Ungeziefer direkt ausgesetzt.»

Mörgeli macht später geltend, den Experten sei ein schwerer Fehler unterlaufen, der im Gespräch mit ihm leicht hätte vermieden werden können: Die angeblich staubigen Knochen lagerten in einem Raum, der gar nicht zur medizinhistorischen Sammlung, sondern zum Anatomischen Institut gehört habe. Er hält nach wie vor entschieden an dieser Darstellung fest.

Vielleicht war der Konservator etwas blauäugig: Er merkte zu spät, dass Condrau den Jütte-Bericht nicht dazu einsetzte, die Sammlung auf den neusten Stand zu bringen, sondern dazu, ihn zu diskreditieren.

Die Schlussfolgerung war dramatisch

Ähnlich ging Condrau drei Monate später vor. Im September 2011 verfasste er eine mit Bildern versehene «Selbstevaluation Medizinhistorisches Museum». Museumsleiter Mörgeli informierte er nicht. Umso schärfer übte der Chef hinter dem Rücken seines Untergebenen Kritik. Er liess kein gutes Haar an der Ausstellung. Das Museum stelle ein «Heldennarrativ» dar, es fehle die kritische Distanz zur Medizin. Statt historischer Objekte wünschte sich Condrau die Darstellung «aktueller Forschungsdiskussion». Die «Sozialgeschichte der Medizin» fehle, beklagt Condrau. Und der Bereich der Ethnomedizin, der sich mit medizinischen Techniken fremder Völker befasst, entpuppe sich «letztlich als rassistisch».

Die Schlussfolgerung war drastisch: Die gesamte Museumskonzeption müsse schnellstmöglich berichtigt werden, «andernfalls als logische Konsequenz nur die Schliessung bliebe», so Condrau. Diese «Selbstevaluation» gab er, ohne sie mit Mörgeli je besprochen zu haben, an die vorgesetzten Stellen weiter, insbesondere an Klaus Grätz, den Dekan der Medizinischen Fakultät.

Nächste Ausgabe: Wie Condrau die Schlinge zuzieht – und was er bis heute zu verbergen hat.

VERANTWORTUNGSVOLL



«Wir glauben, dass wir als inhabergeführtes Familienunternehmen mit unbeschränkt haftenden Partnern die richtige Struktur gefunden haben, um unseren Kunden Kontinuität und Stabilität zu geben.»

Jürg Staub
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS
REICHMUTH & Co

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 49
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
www.reichmuthco.ch

Die Freude am Geld schwindet

Die «1:12»-Initiative könnte einen aufreibenden Umverteilungskampf auslösen. Um exzessive Saläre zu vermeiden, müssten die Unternehmen statt hoher Boni eine andere Form der Anerkennung für Leistung ausrichten: öffentliche Ehrungen. *Bruno S. Frey und Jana Gallus*

Seit kurzer Zeit rückt in der Schweiz die Einkommensverteilung ins Zentrum des politischen Interesses. Insbesondere seit der Minder- und der «1:12»-Initiative wird behauptet, die Reichen würden immer reicher, die Armen immer ärmer. Diese Behauptung widerspricht vollständig einer objektiven Betrachtung der Verhältnisse in unserem Land und wird durch wissenschaftliche Untersuchungen der Einkommensverteilung widerlegt. Dennoch wird die Behauptung von den Befürwortern der Initiativen immer wieder vorgebracht.

In der Debatte besteht immerhin in einer Hinsicht ein Konsens. Sowohl Befürworter als auch Gegner der Initiativen sind sich einig, dass einige Saläre einer kleinen Zahl von Managern grosser Firmen exzessiv und nicht zu rechtfertigen sind. Alle betonen, dass Gehälter in der Grössenordnung von einigen Dutzenden von Millionen Franken oder gar beinahe hundert Millionen Franken sicherlich nicht einer richtig gemessenen Leistung entsprechen.

Keine der beiden Seiten in der politischen Auseinandersetzung hat jedoch ein überzeugendes Konzept, um solche exorbitanten Löhne in der Zukunft zu vermeiden. Politiker des linken Spektrums wollen sie durch staatlichen Eingriff verhindern. Die Minder-Initiative eignet sich dazu nicht, weil sie die Entscheidung den Aktionären überlässt. Die Inhaber der schweizerischen Grossfirmen sind weitgehend internationale Investoren, die sich nicht um die Einkommensverteilung in der Schweiz kümmern. Würde die «1:12»-Initiative angenommen, entstünden gewaltige Anreize zur Umgehung dieser sehr engen Einschränkung der wirtschaftlichen Tätigkeit. Ein beträchtlicher Teil der gut ausgebildeten Schweizer würde sich nur mehr mit dieser unproduktiven Tätigkeit befassen. Der Rest der Gesellschaft – und gerade auch die ärmeren Schichten – würde damit gewaltig belastet. Es besteht die Gefahr, dass sich unser Land in einem Umverteilungskampf aufreibt.

Zuweilen wird auch einfach eine markante Anhebung des Spitzensteuersatzes der Grossverdiener gefordert. Mit dieser Massnahme würden jedoch auch Personen betroffen, die mit ihrer eigenen Anstrengung Neues schaffen und damit unserem Land zu Wohlstand verhelfen. Die hierzulande dringend notwendigen initiativen Unternehmer würden abgeschreckt. Erfolgreiche Sportler, denen (fast) jeder ihr hartverdientes Einkommen gönnt, würden auswandern. Unser aller Idol Roger Federer würde sicherlich unser Land unverzüg-



Unproduktive Tätigkeit.

lich verlassen, wenn er auf sein Einkommen von rund 70 Millionen Franken allzu hohe Steuern zahlen müsste. Damit gehen auch die entsprechenden Steuereinnahmen verloren. Wer klug ist, bringt die goldenen Gänse nicht um, sondern pflügt sie zum eigenen Vorteil.

Bill Gates für 50 000 Franken?

Ein Verzicht auf sogenannte Leistungslöhne wäre ein gangbarer und sinnvoller Weg. Dieses Instrument wird jedoch seit langem von den Managern manipuliert, indem sie weitgehend selbst festlegen, was ihre Leistung ist. Der oft unzureichend informierte Verwaltungsrat legt auf dieser Grundlage die Boni fest. Als Ergebnis stellen sich exorbitante Saläre einiger weniger Manager ein. Werden solche Boni verhindert, muss allerdings dafür Sorge getragen werden, dass zur Kompensation nicht einfach die Festgehälter beliebig angehoben werden.

Zur Vermeidung exzessiver Saläre schlagen wir ein ganz anderes Vorgehen vor. Es setzt bei den Ursachen an. Die Manager sind in Wirklichkeit gar nicht an dem vielen Geld interessiert. Selbst wenn ein besonders hoher Bonus das eigene Ego stärkt, so schwindet die Freude daran so schnell und leise, wie das Geld auf dem Konto gelandet ist. Niemand kann fünfzig oder hundert Millionen Franken im Jahr vernünftig ausgeben. Dazu fehlt nur schon die Zeit. Unbestrit-

ten ist nämlich, dass solche Manager in der Tat enorm viel Zeit für ihre Tätigkeit aufwenden. Im schroffen Gegensatz zu den früheren Superreichen sind sie das Gegenteil von Müssiggängern. Sie setzen sich voll und ganz für ihre Firma ein. Sie verfügen nicht über die Zeit, sich lange Ferien in der Karibik zu gönnen, sorgfältig eine Kunstsammlung aufzubauen oder sich ausgiebig ihren Familien zu widmen.

Es ist nicht das Geldstreben an sich, das Manager dazu bewegt, sich exorbitante Gehälter zu sichern. Vielmehr ist es die gesellschaftliche Anerkennung, die mit diesen Salären verbunden ist. Anerkennung lässt sich aber auch auf andere Weise erreichen. Sie kann deutlich gemacht werden, indem für besondere Leistungen Auszeichnungen verliehen werden. Im Gegensatz zu Boni werden Ehrungen in der Öffentlichkeit zelebriert und damit publik gemacht. Unsere langjährige Forschung über Auszeichnungen belegt eindeutig, dass etwas vom Wichtigsten im Leben eines Menschen die Bewunderung und Anerkennung durch andere Menschen ist.

Diese Aussage wird auch durch die Ergebnisse der Glücksforschung bestätigt. Einkommen ist wichtig, solange man nur wenig davon hat. Sobald jedoch das Einkommen reichlich fliesst, stehen andere Dinge, wie eben Anerkennung, im Vordergrund. Wie könnte man etwa Bill Gates zu einer Veranstaltung in die Schweiz locken? Indem der Veranstalter ihm 20 000, 50 000 oder gar 100 000 Franken anbietet? Das wäre lächerlich und käme überdies schlecht an. Hingegen wäre er eher zu gewinnen, wenn eine prestigereiche Institution ihm in einem schönen Rahmen eine Auszeichnung, wie zum Beispiel einen Ehrendoktor, verleihen würde. Die riesige Bedeutung von Auszeichnungen wird jedes Jahr mit der Verleihung der Nobelpreise sichtbar, nach denen Wissenschaftler geradezu gieren, gerade auch wenn sie bereits mit ihrer eigentlichen Tätigkeit, der Forschung, Grosses erreicht haben.

Mit Hilfe einer klugen Vergabe von Auszeichnungen kann das verständliche Bedürfnis von Managern, für ihre Leistung gelobt zu werden, erfüllt werden. Die Empfänger fühlen sich beglückt, die exzessiven Gehälter können entfallen ... und überdies kosten Auszeichnungen nur wenig.

Bruno S. Frey ist Professor an der Zeppelin-Universität Friedrichshafen, und Forschungsdirektor des Center for Research in Economics, Management and the Arts, Switzerland (CREMA) in Zürich.
Jana Gallus ist Doktorandin in Volkswirtschaftslehre an der Universität Zürich.



**FIRST CLASS
ZUM ECO-TARIF.**



LINEARTRONIC
save energy

BOXER DIESEL

**SYMMETRICAL
AWD**

DER NEUE OUTBACK 4x4 AB FR. 37'150.-.

Nicht einmal fliegen ist schöner. Der Outback bietet Komfort, Klasse und Rasse ohne Ende. Ausstattung ohne Grenzen. Und jetzt als internationale Premiere die Kombination von Diesel-Boxermotor, Lineartronic und permanentem symmetrischem Allrad-Antrieb. Zu einem Preis, der weit unter dem Horizont des Üblichen liegt. Unser Tipp: Jetzt einchecken bei Ihrem Subaru-Vertreter.

Abgebildetes Modell: Outback 2.0D AWD Limited, Lineartronic, 5-türig, Energieeffizienz-Kategorie D, CO₂ 166 g/km, Verbrauch gesamt 6,3l/100 km, Benzinäquivalent 7,1l/100 km, Fr. 48'650.-. Modell Outback 2.0D AWD Advantage, man., 5-türig, Energieeffizienz-Kategorie C, CO₂ 155 g/km, Verbrauch gesamt 5,9l/100 km, Benzinäquivalent 6,6l/100 km, Fr. 37'150.-. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): 153 g/km.



SUBARU

Confidence in Motion

Schreiben, was ist

80 Jahre *Weltwoche* – Hommage
und Dank. Von Roger Köppel

Vor 80 Jahren erschien zum ersten Mal die *Weltwoche*. Das Blatt war als Kontrastprogramm gedacht zum helvetischen Zeitungswesen: gehaltvoll, aber verständlich; elegant formuliert, aber nicht abgehoben; intelligent, aber nicht langweilig.

Die beiden Gründer, Karl von Schumacher und Manuel Gasser, unterstützt von Mabel Zuppinger, waren im ursprünglichen Sinn einem Geist des freiheitlichen Denkens verpflichtet. Im Wort, im sprachlichen Ausdruck erblickten sie das präziseste Instrument zur Darstellung der Wirklichkeit. Schreiben, was ist. Die *Weltwoche* sollte eine Zeitung sein, die ihren eigenen Weg geht und sich den Konventionen entzieht, den Blick dabei sachlich auf die Realität gerichtet, skeptisch gegenüber allen Ideologien, getragen von Common Sense und Augenmass.

Beitrag zur Lösung von Problemen

Die *Weltwoche* ist eine unkonventionelle Zeitung geblieben. Schon Dürrenmatt lobte, ihre Autoren und Redaktoren würden Dinge aussprechen, die andere nicht auszusprechen wagten. Der andere Blick, die andere Perspektive, das Bemühen um Unabhängigkeit und um eine echte Vielfalt der Meinungen: Das sind seit den Anfängen die Leitwerte des Blattes. Hinzu kommt die Hartnäckigkeit darin, den Dingen auf den Grund zu gehen, hinter den Fassaden das Wesentliche zu erfassen, kritisch nach allen Seiten. Die *Weltwoche* war nie das reine Meinungsblatt, sondern sie pflegte stets das Handwerk der Recherche.

Der einzigartige Journalismus der *Weltwoche* setzte Massstäbe und bleibt massgeblich für die Arbeit dieser Redaktion. Ihre kritische journalistische Tätigkeit bleibt dem Wohl und den Interessen der Schweiz verpflichtet, für deren Standpunkt sich die *Weltwoche* immer einsetzte. Wenn Missstände aufgedeckt oder Politiker skeptisch beleuchtet werden, steht dahinter das Motiv, zur Lösung von Problemen beizutragen.

Die *Weltwoche* ist eine unkonventionelle und auch eine unbequeme Zeitung: Ihre Existenz setzt treue Leserinnen und Leser voraus und Unternehmen, die mit ihren Anzeigen in eine solche Zeitung investieren. Beides ist seit 80 Jahren vorhanden. Unseren Lesern und Anzeigenkunden soll diese Geburtstagsbeilage deshalb mit einem herzlichen Dank gewidmet sein.



Die andere Perspektive: *Weltwoche*-Plakat von Herbert Leupin von 1950.



Immer bei der Sache: Journalist von Schumacher.

Zeitungen

Der Gründer

Von Manuel Gasser — Am 31. März 1933 wurde die Idee einer neuen Schweizer Wochenzeitung geboren. Karl von Schumacher schuf das Blatt buchstäblich aus dem Nichts.

Anlässlich eines früheren Jubeltages habe ich erzählt, wie am 31. März 1933 die Idee, eine neuartige schweizerische Wochenzeitung zu gründen, im Schnellzug zwischen Paris und Avignon geboren wurde und die Weltwoche, fast wie ein Zigeunerkind, im rollenden Wagen zur Welt kam. Und wie dem Neuling vorerst alles fehlte, was sein Fortkommen garantiert hätte: die Mittel, eine Druckerei, ja sogar der Ort der Herausgabe. In Basel, Zürich, Bern und Frauenfeld, ja sogar in Glarus wurde das Projekt angeboten, ohne Anklang zu finden. Mit andern Worten: Karl von Schumacher schuf die Zeitung buchstäblich aus dem Nichts. Das einzige, was er ihr mitzugeben hatte, war seine ungewöhnliche journalistische Begabung.

Diese Begabung war durchaus musischer Natur: er übte den Journalismus nicht als ein Metier, sondern als eine Kunst. Das ging schon aus seiner Arbeitsmethode hervor, die, am Üblichen gemessen, erstaunlich unorthodox war. Zwar leitete er eine Zeitung, die im In- und Ausland den Ruf hatte, genauer als die meisten informiert zu sein, und die diesen Ruf auch verdiente. Aber die Antennen, mit denen er seine Informationen auffing, waren besonderer Art. So konnte es geschehen, dass er in Zeiten

turbulentester politischer Entwicklung tagelang keine Zeitung las. Und Radio hörte er nie. Doch, einmal, lange vor Kriegsausbruch, hörten wir eine Hitlerrede ab, eine mit viel Getöse vorgetragene Aufzählung der Kriegsmittel, über die das Naziregime gegebenenfalls verfüge. K. v. S. kam später oft auf diese Rede zurück, aber er hatte kein Verlangen, den Mann aus Braunau ein zweites Mal zu hören. Hitler als Redner war ihm nun ein Begriff; was es über dieses Thema zu wissen gab, wusste er.

So ging es ihm mit allen und allem. Eine einzige Begegnung, ein Satz, eine Geste genügten, um ihn ins Bild zu setzen, befähigten ihn, die Diagnose zu stellen.

War es Taktik oder Scheu?

Dabei schien es, als arbeiteten ihm die Objekte seiner Beobachtung und Urteilsfällung unfreiwillig in die Hand. Es war mir oft vergönnt, zugegen zu sein, wenn er sich mit Politikern, Staatsmännern, Künstlern traf. Er sagte und fragte wenig, meist Beiläufiges. Aber diese Zurückhaltung, von der man nie recht wusste, war es angeborene Scheu oder bewusste Taktik, hatte die erstaunlichste Wirkung: sie zwang den Gesprächspartner, seine Karten aufzudecken, sich zu demaskieren.

K. v. S. hat im Verlauf dieser scheinbar zufällig zustande gekommenen und, oberflächlich betrachtet, unverbindlichen Gespräche mehr vernommen und tiefere Einsichten gewonnen, als sich seine Besucher träumen liessen.

So wichtig ihm Begegnungen für die Erkenntnis politischer Zusammenhänge und damit für seine Arbeit waren, er schien sie nicht zu suchen. Vielmehr hatte man den Eindruck, dass er jeden und alles an sich herankommen lasse, ohne selbst einen Finger zu rühren.

Ständig «auf der Lauer liegen»

Dass er in jedem Falle vom Menschen und nur vom Menschen ausging, war das Geheimnis seines journalistischen Erfolgs. Denn was er schrieb, betraf auch wieder den Einzelnen, nie bloss eine Gruppe oder Schicht und schon gar nicht das, was man «die Masse» nennt. So kam es, dass die Leserschaft der Weltwoche vertikal durch die Bevölkerung verlief, dass seine Leitartikel den einfachen Mann ebenso unmittelbar ansprachen wie die so genannte Intelligenz.

Sein «die Dinge an sich herankommen lassen» war, genau betrachtet, ein ständiges «auf der Lauer liegen», eine nie aussetzende geistige Anstrengung, eine Anspannung aller Kräfte, die, von aussen gesehen, fast wie ein Spiel mit Menschen und Ideen anmuten mochte. Aber es war ein verwegenes, ein mörderisches Spiel, das seinen Spieler vor der Zeit verbrauchte.

Wie kurz sie nun im Rückblick erscheint, diese Zeitspanne zwischen der Gründung der Zeitung im November 1933 und dem Januar 1953, als K. v. S. auf einer Südamerika-Reise schwer erkrankte, um nie wieder arbeiten zu können! Knapp zwanzig Jahre, für die meisten weniger als die Hälfte ihrer Wirkungszeit, für ihn das Ganze. Aber hier zeigt sich einmal mehr die Relativität des Zeitbegriffes. Denn was er in diesen zwei Jahrzehnten geleistet und erreicht hat, ist ungleich mehr als das, was zwanzig Arbeitsjahre eines Journalisten gemeinhin fassen. Das war nur deshalb möglich, weil K. v. S. nicht nur während der Redaktionsstunden, sondern ohne Unterbruch arbeitete. Er schien sich zu zerstreuen, wenn er Fussmärsche oder weite Reisen unternahm, Gäste empfing, selbst zu Gast war oder in Mauensee der Fischerei oblag – in Wirklichkeit war er immer bei der Sache, will sagen bei seiner Zeitung. Jedes Gespräch, jede Begegnung und Beobachtung wurde unmittelbar auf dieses sein einziges wahres Anliegen bezogen.

Und wenn mich ein Junger fragt, was er von diesem grossen Journalisten nun, da er nicht mehr ist, lernen könne, so sage ich: Versuche wie er zu jeder Stunde und mit dem Aufgebot all deiner Gaben und Fähigkeiten der Zeitung zu leben!

Dieser Artikel erschien am 14. November 1958.

Warnung an die Diktatoren

Von *Winston S. Churchill* — Der spätere Kriegspremier beschwört die Einigkeit der Briten und bereitet Europa auf einen Krieg gegen den Nationalsozialismus vor.

Die Ruhe, die sich in diesen Julitagen über Europa verbreitet hat, gibt uns Gelegenheit, Licht und Schatten in dem unruhigen Bild der Zeitereignisse genau zu betrachten.

Der Versuch der Nationalsozialisten, die britische und die französische Demokratie durch einen sogenannten «Nervenkrieg» und durch eine Flut von Beschimpfungen mürbe zu machen, ist zum Scheitern verurteilt. Die Bevölkerung des britischen Weltreiches und des mit ihm verbündeten Frankreich hat in den letzten Jahren das Wechselspiel von Hoffnung und Enttäuschung zu oft erlebt, um sich durch derartige Manöver noch irgendwie in ihren Entschlüssen beeinflussen zu lassen. Wenn sie von dem begonnenen Werk der defensiven Aufrüstung einen Moment aufblickt, dann tut sie das durchaus nicht in der Erwartung, etwas zu Gesicht zu bekommen, was sie zu einer veränderten Auffassung ihrer Pflicht veranlassen könnte. Niemand weiss, was draussen vor sich geht, noch wann das Schlimmste geschehen wird. Wir wissen lediglich, was wir tun werden, wenn die Ereignisse es verlangen sollten.

Noch nie gab es in Friedenszeiten auf dieser alten britischen Insel eine so vollkommene Einigkeit. Männer und Frauen jeder Art, jeder

Lage sind, das britische Weltreich und die französische Republik zu Boden zu zwingen, und dass zu guter Letzt in ganz Europa, ja in der ganzen Welt die Sache der persönlichen Freiheit und der internationalen Ehrlichkeit an Festigkeit, Höhe und Stärke der Grundlagen nur gewinnen wird.

Ob es zum Kriege kommt, hängt nach wie vor ausschliesslich von Herrn Hitler und dem Kreise seiner Parteiführer und Parteilagen ab. Keine Kanone geht los und kein Tropfen Blut fliesst, wenn er es nicht befiehlt. Entschliesst er sich einmal, andere Töne anzuschlagen, fällt er nicht mehr plündernd über seine Nachbarn her und verzichtet er auf grausame Verfolgungen, deren Sinnbild er – vielleicht gegen seine bessere Überzeugung – ge-

worden ist, dann würde sich schon in wenigen Monaten und jedenfalls in wenigen Jahren für das deutsche Volk, im Verein mit den arbeitenden Schichten aller Länder, eine glänzende Zukunft eröffnen.

Hitlers Methode ist veraltet

Mit dem Schwert erobert man keinen «Lebensraum». Gibt man den Massen nur erobertes Land, dann sind sie im Ergebnis ärmer als zuvor. Hingegen gewährt die Wissenschaft und die Zusammenarbeit «aller Menschen in allen Ländern» den Völkern unbegrenzten «Lebensraum». In New York leben [...]

Dieser Artikel erschien am 21. Juli 1939.
Den ganzen Text lesen Sie auf www.weltwoche.ch

Ob es zum Kriege kommt, hängt nach wie vor ausschliesslich von Herrn Hitler [...] ab.

Schicht, jeglicher Herkunft und aller Parteien sind heute geistig und seelisch auf die schwersten Erschütterungen vorbereitet, die ein Krieg gegen den Nationalsozialismus für das tägliche Leben jeder Familie mit sich bringen würde.

In ganz England herrscht eine Ruhe, die die Bewunderung der ausländischen Besucher erweckt. Unruhe herrscht lediglich bei einzelnen Personen, die sich noch nicht über ihre Verwendung während eines Krieges im klaren sind, und in der grossen Masse insofern, als etwa die leitenden Persönlichkeiten Schwächeanfalle erleiden sollten, von denen noch niemand eine rechte Vorstellung hat. Diese Entschlossenheit gründet sich auf eine feste Überzeugung in doppelter Hinsicht. Zunächst ist das britische Volk überzeugt, dass seine Regierung es nur dann zu den Waffen rufen wird, wenn es seine Sicherheit und seine Ehre unbedingt erfordert. Sodann glaubt das Volk fest daran, dass die Nationalsozialisten, mag das Ringen auch noch so schwer und noch so langwierig sein, unter keinen Umständen in der



Mit dem Schwert erobert man keinen Lebensraum: Oppositionspolitiker Churchill.



Von der anderen Seite: Autor Hemingway mit Sohn Gregory in Idaho, 1941.

Literatur

Ja zum heroischen, todesnahen Leben

Von Golo Mann — Europas Literatur steht still. Die neuen schöpferischen Kräfte finden sich in Amerika. Vor allem bei Ernest Hemingway.

Was auf dem amerikanischen Büchermarkt in dieser Zeit vor sich geht? Das gäbe einen schwierigen, bunten Bericht, wenn man es mit einiger Genauigkeit beschreiben wollte. Geist und Kunst waren hier schon vor dem Krieg produktiver als irgendwo in Europa. Wir hatten nicht bloss die sachkundige Verwaltung von etwas längst Bestehendem (alle zwei Jahre ein neuer Band von «Les hommes de bonne volonté»); und nicht die frechen, täuschenden Eintagsrevolutionen (Célines «Voyage au bout de la nuit»). Wir erlebten und erleben noch das Werden einer nationalen Literatur, die es vorher nicht gab. Denn die Lewis, Dreiser, Sinclair waren, wenn sie auch amerikanische Stoffe behandelten, eigentlich nie eine Überraschung für den französischen oder deutschen Leser. Es waren Naturalisten, Moralisten, Sozialkritiker; Schüler Zolas; gescheite, witzige, ernstmeinnende Leute; aber einen neuen, und zwar wesentlich aus der amerikanischen Erde kommenden Kunststil, eine neue Art, die Wirklichkeit zu gestalten und zu verklären, boten sie aber nicht.

Erst in den letzten zwei Jahrzehnten wurden die Amerikaner sich ihrer schöpferischen Kräfte, ihrer Aufgaben, ihrer Vergangenheit, ihrer Landschaft voll bewusst. Der Weltkrieg, die soziale Krise der dreissiger Jahre, der europäische Umsturz sind äussere Anlässe dieses Prozesses. Er findet auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens statt; in der Wirtschaftspolitik wie in der Literatur; in der Geschichtswissenschaft wie in der Lyrik und im Roman; im historischen Roman wie im gegenwärtigen. Es ist auch ein Prozess der Selbstkritik, weil mit dem erhöhten Gefühl der eigenen Existenz ein Bewusstsein ihrer Mängel und Niederlagen Hand in Hand gehen muss; es ist auch ein Prozess der Verengung, weil die nationale Selbstunterscheidung, die Trennung von Europa, nicht ohne Übersteigerungen des nationalen Akzents geschehen kann. Jede Bestrebung ruft Gegenbestrebungen hervor; so erklingt auch schon wieder die laute Forderung nach einem neuen Bündnis mit der Kultur des westlichen Europas, das heisst mit England.

Die tiefe Wirkung solcher historischer Romane wie «Vom Winde verweht» oder «Oliver Wiswell» gehört in diesen Zusammenhang. Es sind Werke, durch welche die Amerikaner sich auf ihre Vergangenheit besinnen. Und zwar wird die Vergangenheit hier für einmal mit andern, neuen Augen gesehen. «Gone with the Wind» zeigte den grossen Bürgerkrieg so, wie der Süden ihn erlebte, unter Missachtung der Abraham-Lincoln- und «Onkel Toms Hütte»-Tradition; der beispiellose Erfolg dieses Buches bedeutet etwas wie eine endliche, späte Versöhnung des Nordens mit dem Süden. Auch Oliver Wiswell, ein feinnerviger Aristokrat, erlebt den Untergang eines alten Lebensstiles, die Trennung vom Mutterland, die vielgerühmte Revolution – und mag sie nicht. Auch in diesem Roman wird eine Legende nicht gebrochen, aber doch augenblicksweise ausser Kraft gesetzt. Es ist ein Versuch, die Dinge von der andern Seite zu sehen. [...]

Dieser Artikel erschien am 28. Februar 1941.
Den ganzen Text lesen Sie auf www.weltwoche.ch

Ein paar Basler Erinnerungen

Von *Hermann Hesse* — Messmocken, Schmetterlings-Jagd und Böcklins «Toteninsel»: Der Literaturnobelpreisträger Hermann Hesse über seine Kindheit und Jugend in der Stadt am Rhein.

Meine Beziehungen zu Basel sind so alt wie ich, und noch älter, denn nicht nur mein Vater stand im Dienst der Basler Mission, sondern auch schon der Vater meiner Mutter, einer von den gelehrten Missionaren, der gelegentlich junge Indologen dadurch in Erstaunen setzte, dass er Sanskrit nicht bloss lesen, sondern auch sprechen konnte, und der sich um die Kenntnis von Grammatik und Lexikographie des Malayalam und anderer indischer Sprachen verdient gemacht hat. Dieser schwäbische Grossvater (der andre war der russische) ist vor einem halben Jahrhundert den Besuchern der Basler Missionsfeste als ständiger Redner der Eröffnungsansprache in der Martinskirche bekannt gewesen.

Abenteuer ohne Ende

Seine Tochter, meine Mutter, war in Gundelingen bei Basel erzogen worden und sprach Baseldeutsch so gut wie Englisch oder Malayalam. Ihr jüngster Bruder war mit einer Baslerin verheiratet. Über all dem war die Basler Mission und ihre oberste Behörde, «die Committee», eine beherrschende und täglich genannte Macht im Leben der Eltern und Grosseltern. Ich wusste also von Basel und hatte eine Vorstellung von ihm, noch ehe ich selber, im Alter von annähernd vier Jahren, es zum ersten Male sah. Damals nämlich wurde mein Vater nach Basel versetzt, als Lehrer am Missionshaus, und wir Kinder freuten uns über den Wechsel.

Von 1881 bis 1886 lebten wir dann in Basel und wohnten am Müllerweg, dem Spalenringweg gegenüber, zwischen beiden lief die Elsässer Bahnlinie hindurch; der Anblick der Züge und das öftere Stehen und Warten beim Bahnübergang, wenn man in die Stadt wollte, gehört zu den frühesten meiner Basler Eindrücke. In jenen Jahren hat mein Vater sich um das Basler Bürgerrecht beworben und es erhalten.

Unser Müllerweg mit seiner Umgebung war vermutlich eine ziemlich bescheidene Vorstadtgegend, für uns Kinder jedoch war er ein Paradies und Urwald, in dem die Entdeckungen und Abenteuer kein Ende nahmen. Das Land begann schon ganz in der Nähe unsres Hauses, ein Bauernhof, gegen Allschwil hin gelegen, und eine Kiesgrube in seiner Nähe boten Gelegenheit zu ländlichen Spielen. Und die grosse, für mich Kleinen endlos grosse Schützenmatte, damals un bebaut vom Schützenhaus bis zur «Neuen Welt» hinaus, war mein Schmetterlings-Jagdgebiet und der Schauplatz unsrer Indianerspiele. Manche Er-

innerungen jener Zeit sind im Kindheitskapitel des «Hermann Lauscher» aufgezeichnet. Einen herrlichen Sommer brachten wir, es war in meinem ersten Schuljahr, auf einem Landgut zu Füssen des Passwang zu, ich durfte mit auf die Felder fahren, gelegentlich zu Pferde sitzen und bei der Kirschen- und Heuernte helfen. Allmählich lernte ich, namentlich auf Sonntagsgängen mit meinem Vater, auch die innere Stadt näher kennen, den Rhein mit der Fähre beim Blumenrain und den Brücken, das Münster und die Pfalz, den Kreuzgang, das historische Museum, das damals über dem Kreuzgang untergebracht war. Und von den Eindrücken, die mir das damalige Kunstmuseum bei einigen Besuchen unter der Führung meines Vaters gab, fand ich einige noch vollkommen lebendig, als ich zwölf oder mehr Jahre später wieder nach Basel zurückkehrte; zu diesen Eindrücken gehörten Böcklins Fresken im Treppenhaus, Holbeins Familienbild und der tote Christus, Feuerbachs Aretino und die Kinderidylle und das Bild von Zünd mit dem Kornfeld, das ich als Knabe besonders liebte. In den zwei oder drei letzten Jahren

unsrer damaligen Basler Zeit war auch die Messe im Oktober ein grosses Erlebnis mit den Buden und Karussellen, den Moritaten-sängern auf dem Barfüsserplatz, den süssen Messmocken und den vielen Örgelimännern, die sich bis in unsre Vorstadt hinaus sehen und hören liessen.

Als ich gerade neun Jahre alt war, musste ich Basel wieder verlassen, mein Vater war zurück ins Schwabenland berufen worden, wir Kinder mussten uns an neue Schulen gewöhnen und das Baseldeutsch wieder verlernen. Die Beziehungen zu Basel freilich blieben, und Besuche aus Basel waren oft bei uns. Doch sah ich die Stadt, mit Ausnahme eines kurzen Ferientaufenthaltes, erst als Erwachsener wieder.

Wie stark Basel in der Kinderzeit auf mich gewirkt hatte, zeigte sich, als ich am Ende einer Lehrzeit als Buchhändler und Antiquar zum erstenmal frei und nach eigener Wahl in die Welt hinauszog. Ich hatte keinen andern Wunsch, als wieder nach Basel zu kommen. [...]

Dieser Artikel erschien am 22. März 1951.
Den ganzen Text lesen Sie auf www.weltwoche.ch



Für uns Kinder ein Paradies: Hermann Hesse in der Schweiz.

Eine Frau umzingelt Russland

Annemarie Schwarzenbach erfüllte sich ihren Lebenstraum und reiste rund um das Riesenreich – im Zug, auf dem Dampfer, im Auto, zu Fuss. Ihr Tagebuch. *Von Annemarie Schwarzenbach*

Meine erste Begegnung mit Russland trug sich nicht auf festem Boden zu, sondern auf den Planken eines kleinen Dampfers, der auf dem Kaspischen Meer zwischen dem persischen Hafen Pehlevi und der Ölstadt Baku verkehrt, und an dessen Heck eine von Wind und Regen zerfetzte rote Fahne wehte. Die Fahrt dauerte nur etwa achtzehn Stunden – die Passagiere waren meistens Europäer – in Iran angestellte Ingenieure, Techniker und Vorarbeiter, die ihren Heimaturlaub antraten, aber auch junge Iranier, die in Paris, Lausanne oder Berlin ein paar Semester verbringen sollten, und armenische Teppichhändler, die ihr Glück in Amerika versuchen wollten. – Es war im Frühjahr 1934, ich war auf meiner ersten Reise und schon sechs Monate allein unterwegs. Ich war damals

jung und abenteuerlustig genug, um mir nie ein Ziel vorzunehmen, und kannte die Landkarte so schlecht, dass ich sehr überrascht war, zu erfahren, die kürzeste und billigste Verbindung von Teheran mit Europa führe durch die Sowjetunion. Nie hatte ich zu hoffen gewagt, ich könnte eines Tages das grosse, geheimnisvolle Russland betreten! – Vor der Abreise gaben mir meine deutschen Freunde in Teheran eine Menge Ratschläge und soviel Proviant, dass ich weder auf dem Schiff, noch während der viertägigen Bahnfahrt von Baku über Kiew zur polnischen Grenzstation Schebetowka auch nur ein Stück Brot hätte zu kaufen brauchen. Sie sagten mir, ich dürfe keinesfalls in einem russischen Restaurant oder Speisewagen essen und in Baku, bis zur Abfahrt des Zuges,

mein Hotelzimmer nicht verlassen. Vor allem dürfe ich mit keinem Bolschewisten verkehren und mein Gepäck nie aus den Augen lassen.

Blumen von russischen Jungen

Ich habe diese Ratschläge nicht befolgt. Auf dem Dampfer assen wir Passagiere mit den Matrosen zusammen an einem langen Tisch zu Abend, es gab Borschtsch-Suppe, weissen Fisch und schweres, kräftiges Schwarzbrot. Am nächsten Morgen sah ich die Öltürme von Baku wie die Stämme eines verkohlten Waldes aus den grauen Fluten auftauchen, Türme und Mauerreste der alten Stadt stiegen den gelben, kahlen Uferhügel empor, weit entfernt davon erkannte man die weissen Gebäude der neuen Arbeitersiedlungen. Mit Herzklopfen erblickte ich zum ersten Mal die russische Erde! Am Abend ging ich in einen Zirkus und freundete mich mit sechzehn- und siebzehnjährigen Schülern an, Söhnen von Ölarbeitern, die von mir wissen wollten, wieviel man in der Schweiz und in Amerika verdiene, und ob in jenen Ländern die Bauern und Proletarier von den kapitalistischen Bourgeois ausgenützt und wie Leibeigene behandelt würden. Um ein Uhr nachts begleiteten mich alle zum Bahnhof und schenkten mir Orangen und einen Blumenstrauss. Die Reise war lang und nicht angenehm, man war im Zug eingesperrt wie in einem Gefängnis. Der Genosse Schlafwagenschaffner war schmutzig und verstand kein Wort ausser russisch. Aber es gab wenigstens einen grossen Samowar mit ständig kochendem Teewasser. Als ich in der vierten Reisenacht, gegen drei Uhr früh, auf der polnischen Seite der Grenze von Schebetowka ankam, bestellte ich im Bahnhofbuffet Spiegeleier, und erinnere mich noch an den appetitlichen Anblick eines festen, weissen Butterballens, aus dem die Kellnerin mit einem Suppenlöffel eiförmige, reichliche Portionen herauschnitt. Die Russen und die Polen liessen mir meine Kaviarbüchsen aus Pehlevi, ohne dass ich Zoll zahlen musste. Erst die Deutschen verlangten sechzig Mark, so dass ich es vorzog, ihnen den Kaviar zu schenken...

Heimische Gefühle in Moskau

Als ich wenige Monat später über Warschau nach Moskau fuhr, war es eine ganz banale Reise. [...]



Orangen und ein Blumenstrauss: Schriftstellerin Schwarzenbach.

Dieser Artikel erschien am 8. März 1940.

Den ganzen Text lesen Sie auf www.weltwoche.ch



Von einer Auflösung war nicht die Rede: Autor Meienberg, 1983.

Geschichte

«Rettet die Schweiz – coûte que coûte!»

Von Niklaus Meienberg — Zum 700. Geburtstag: Manifest wider die Bundesabschaffer und für ein lateinisches Landesbewusstsein.

«Wollen wir oder wollen wir nicht ein schweizerischer Staat bleiben, der dem Auslande gegenüber eine politische Einheit darstellt? Wenn nein (...), dann lasse man's meinetwegen laufen, wie es geht und schlottert und lottert.

Carl Spitteler, 1914

(«Unser Schweizer Standpunkt»)

Ein Gespenst geht um in der Schweiz, termingerecht zum angeblichen 700. Geburtstag, der uns von Regierung und Parlament eingebrockt worden ist, ohne dass man vorgängig über die Bedeutung dieser Jahreszahl nachgedacht hätte: das Gespenst der Auflösung. Es geht um im Kopf des SBG-Direktors Ernst Mühlemann, welcher der Zeitschrift L'Hebdo erklärt, die Abschaffung der Schweiz liege im Bereich des Möglichen und die Nationalstaaten seien generell auf dem Aussterbeetat. Es geistert in der Vorstellungswelt des wackeren Fernsehleiters Schellenberg herum, welcher sich sehr gut vorstellen kann, dass sich die Welschschweiz Frankreich anschliesst und das Tessin Italien (kulturell oder territorial?). (Da bliebe doch wohl für die Deutschschweiz nur noch der Anschluss an Grossdeutschland?)

Und der Philosoph Hans Saner, im allgemeinen kein Spassmacher, hat kürzlich am Radio erklärt: Es ist zu Ende mit diesem Land. Was soll es noch! In pseudolinken Konventikeln wird fleissig der Slogan 700 Jahre sind genug herumtrompetet, und der schweizerische Spiegel-Korrespondent Bürgi dekretiert nassforsch, unserem Staat sei die Raison d'être abhanden gekommen, und eine neue ist nicht in Sicht. Da fehlt nur noch Gerd Bucerius, Herausgeber der Zeit, welcher die Schweiz als Staatssplitter bezeichnete.

Sind, so muss man sich fragen, noch alle Taschen im Schrank? Dass Ernst Mühlemann, der sich ebensogut bei der Deutschen Bank wie bei der SBG als Prokurist verdingen kann, die Abschaffung der Schweiz akzeptiert, kann die Kenner des heimatlosen Kapitals nicht verblüffen; und der aufgeblähte Bucerius spricht halt vom hohen deutschen Ross herunter. Aber unsere Linken und gar die Denker?

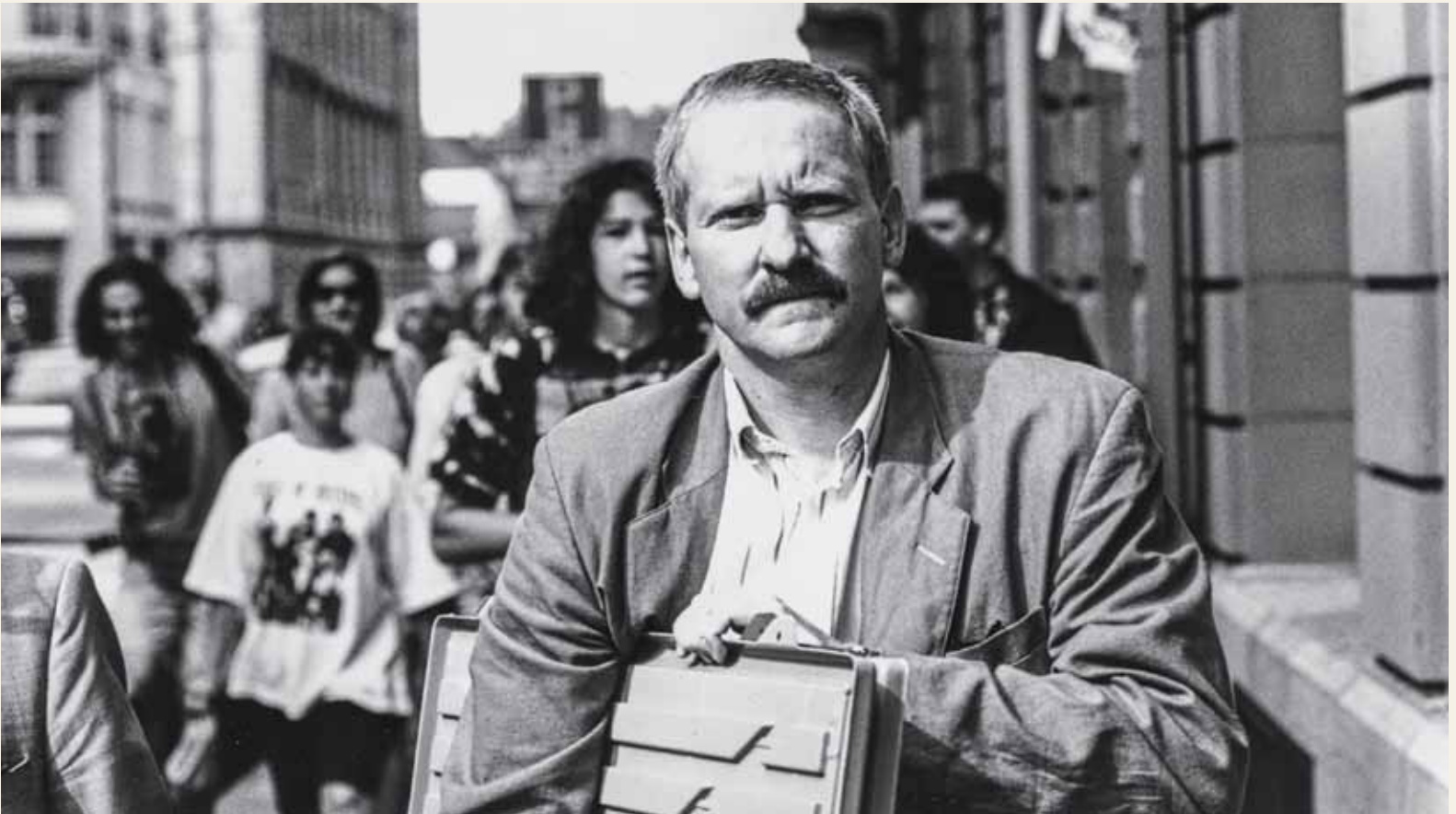
Ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Intellektuellen hat bekanntlich deklariert, dass er nichts zu diesem Jubiläum beitragen wolle, weil man für einen Staat, der die Fichen und Dossiers der Bepitzelung nicht offenlege, keinen Finger rühren möge («Kulturboykott»). Manche finden überdies, das Ge-

burtsdatum 1291 sei ein Jux und die Eidgenossenschaft keineswegs samenhaft in den drei Urkantonen angelegt gewesen (dem stimmt sogar der konservative Historiker Peyer in der NZZ zu) und die halbfeudale Agrargesellschaft des 13. und 14. Jahrhunderts bedeute uns heute nichts mehr, wohingegen man den Import der bürgerlichen Freiheiten durch die Armeen der Französischen Republik (1798), ohne welche wir den Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit nicht gefunden hätten, sowie die Bekräftigung dieser Freiheiten in der Verfassung von 1848 mit einiger Berechtigung hätte feiern können (1998).

Von einer Auflösung der Schweiz war dabei nicht die Rede, auch nicht vom doofen Slogan 700 Jahre sind genug, weil ja, nach Auffassung gerade der sogenannten Kulturboykottanten, die Schweiz in ihrer modernen Form eben nicht seit 700 Jahren besteht. Man wird sich deshalb, gerade als einer, der aus Sympathie für die guten Traditionen der Demokratie den 1991er Rummel nicht mitmachen will, von den Schnörrenwagnern und Plaudertäschchen [...]

Dieser Artikel erschien am 10. Januar 1991.

Den ganzen Text lesen Sie auf www.weltwoche.ch



«Wie ein kalter Stein»: Bruno Zwahlen nach dem Freispruch, 1993 in Bern.

Kriminalfälle

Mord in Kehrsatz (Folge 14)

Von Hanspeter Born — Ein Toast Hawaii im Magen der Toten beweist die Schuld des Angeklagten, meint das Gericht. Es irrt.

Im Tötungsfall Christine Zwahlen war die Untersuchung des Mageninhalts von grösster Bedeutung, weil sämtliche klassischen Verfahren zur Schätzung der Todeszeit – die Beurteilung der Leichenstarre, der Totenflecken und der Körpertemperatur – wegen der Tiefgefrierung der Leiche in der Kühltruhe ausfielen.

Der Leiter des Gerichtlich-medizinischen Instituts (GMI) der Universität Bern, Prof. Peter Zink, der im Falle Zwahlen die Arbeit gemeinsam mit Oberarzt Dr. Hans-Thomas Haffner vornahm, erinnert sich, dass der Magen, als man am 2. Tag der Obduktion (3. August 1985) bei der Bauchhöhle anlangte, ganz gefroren war – «wie ein kalter Stein». Man nahm diesen harten Klumpen heraus, schnitt ihn längs der grossen Magenkurve auf und zog die Hülle ab. Den gefrorenen Inhalt legte man in eine beschriftete Plastikschaale und liess ihn auftauen.

Gewöhnlich geht man bei der Untersuchung des Mageninhaltes so vor, dass man in der auf der Schale liegenden Brühe, deren Konsistenz und Farbe ganz unterschiedlich sein können, mit einem Instrument herumrührt. Wenn einem etwas Besonderes auffällt – wie z. B. eine halbverdaute Tablette –, pickt man es mit der

Pinzette heraus, zwecks näherer Bestimmung. Eine derartige Betrachtung nahm auch Dr. Haffner vor, nachdem der Inhalt aufgetaut war.

An der Sachbearbeiterkonferenz des Mordbüros vom 5. August referierte der Arzt über die Sektion und sagte (laut Protokoll) zum Mageninhalt: War nicht sehr voll. Mageninhalt gefroren, relativ fein zerkaut. Kleinere Mahlzeit oder grössere vor einer längeren Zeitspanne. Ob sie Morgenessen (Kaffee) eingenommen hat, kann nicht bestimmt werden. Die toxikologische Untersuchung folgt noch.

Am 9. August schickte Dr. Haffner (Prof. Zink war verreist) dem Untersuchungsrichter auf acht Schreibmaschinenseiten eine vorläufige Befundmitteilung, in der auch die ersten chemisch-toxikologischen Untersuchungsergebnisse registriert sind. Die Untersuchung einer Blutprobe auf Alkohol führte zu einem Ergebnis von 0%. Bei der Untersuchung der Organproben konnten keine Medikamentenwirkstoffe nachgewiesen werden. Weiter heisst es: Im Mageninhalt fanden sich Spuren von Koffein, was eventuell als Hinweis dafür gelten kann, dass zu der letzten Mahlzeit Kaffee oder Tee getrunken wurde.

Zum Schluss stellte Dr. Haffner noch folgende Frage an den Untersuchungsrichter Alan Kuster:

Für unsere weiteren Untersuchungen wären für uns noch folgende Ermittlungsergebnisse von besonderer Bedeutung:

Welche Mahlzeiten (genaue Zusammensetzung von Speisen und Getränken) sollen von Frau Zwahlen morgens/abends eingenommen worden sein?

Dr. Haffners präzise Frage nach der «genauen Zusammensetzung der Speisen», die von Frau Zwahlen «morgens/abends» eingenommen worden sein sollen, blieb – so muss man annehmen – unbeantwortet. Jedenfalls hat der

Die Untersuchung einer Blutprobe auf Alkohol führte zu einem Ergebnis von 0%.

Oberarzt in der Folge keine weitere, z. B. mikroskopische, Analyse des Mageninhaltes gemacht, was er ja wohl getan hätte, wenn man ihm Angaben über die eingenommenen Speisen geliefert hätte.

Diese Angaben waren nämlich spätestens seit dem 9. August, an dem Haffner seine Frage stellte, vorhanden. An diesem Tag schilderte der Angeschuldigte in einem Verhör den genauen Ablauf des Freitagabends, 26. Juli 1985. [...]

Dieser Artikel erschien am 2. Februar 1989.
Den ganzen Text lesen Sie auf www.weltwoche.ch

Frau Zaki braucht ein Dienstmädchen

Das Sozialmodell der Stadt Zürich hat landesweit Furore gemacht. Doch das System produziert falsche Anreize und führt zur Verschwendung von Steuergeldern. *Weltwoche*-Recherchen belegen: Für Fürsorge-Empfänger lohnt es sich nicht zu arbeiten. *Von Alex Baur*

Im Herbst 2001 blitzte die Polizei Ferad Skalonnic* auf der Autobahn mit 198 km/h. Da der 34-jährige Chauffeur aus Bosnien bereits einschlägig vorbestraft war, musste er seinen Führerschein abgeben. Er verlor seine Stelle, ausserdem wurde eine Busse von 10 000 Franken ausgesprochen. Angeblich fühlte sich Skalonnic, ein Familienvater mit vier Kindern, danach nicht mehr in der Lage zu arbeiten. Zeitweise suchte er Hilfe bei einem Psychiater. Wenig später wurde auch seine Frau krank, zuerst litt sie an einer Entzündung am Handgelenk, dann schmerzte plötzlich das Bein, so dass sie nur noch Teilzeit arbeitete. Skalonnic blieb arbeitslos. Im Januar 2003 wurde Ferad Skalonnic von der Arbeitslosenkasse ausgesteuert und an das Sozialamt der Stadt Zürich verwiesen.

Im Rückblick müsste Ferad Skalonnic der Polizei danken. Etwas Besseres hätte ihm und seiner grossen Familie gar nicht passieren können, finanziell gesehen. Nun wurde ihm von Amtes wegen eröffnet, dass er zu jener Gruppe gehört, die «auf Fürsorgeleistungen angewiesen sind», wie es im Jargon heisst. «Seit Monaten unter dem Existenzminimum, Familie hat sich aus Stolz nicht beim Sozialamt melden wollen», protokolliert die zuständige Sozialarbeiterin am 20. Januar 2003 bei der Fallaufnahme, «bis dann klar wird, dass der Familie monatlich über Fr. 3000.– zur Existenzsicherung fehlen». Wenige Tage später sind die

Monatlich erhält nun Familie Skalonnic via Bank eine Rente überwiesen. Während der folgenden Jahre finden sich nur noch sporadische Einträge in der Fürsorgefiche. Zum Beispiel im Dezember 2004: «Frau S. und die Kinder haben schw. Pass bekommen; Herr S. sei wegen Verkehrsdelikten nicht eingebürgert worden». Februar 2006: «Frau S. bringt diverse Rechnungen vorbei. Mit 4 Kindern sei sie völlig überfordert. Finanzen würden nirgends wohin reichen. Der Mann sitze den ganzen Tag rum und jammere.» Juni 2006: «Herr S. ist überglücklich, er habe endlich wieder seinen Fahrausweis zurückbekommen. Frau S. bringt Rechnungen. Habe gesehen, dass sie allein für Tel. um die Fr. 350 bezahlen. Es ist klar, dass das so nicht reicht.»

Undurchsichtige Rechnungen

Trotz Führerschein hat Ferad Skalonnic bis heute keine neue Arbeit gefunden. In den letzten vier Jahren hat das Sozialamt der Stadt Zürich die bosnische Familie mit 235 979 Fran-

ken und 90 Rappen unterstützt. Das macht 4916 Franken im Monat. Hinzu kommen 1000 Franken, welche die Ehefrau verdient, total sind es demnach monatlich rund 6000 Franken, netto und steuerfrei. Das ist weit mehr, als Ferad Skalonnic, Chauffeur, mit legaler Arbeit je verdienen könnte.

Der Fall Skalonnic ist keine Ausnahme, sondern Alltag im Zürcher Sozialamt. Für eine sechsköpfige Familie ist eine monatliche Rente von knapp 5000 Franken sogar eher an der unteren Grenze. Der *Weltwoche* liegen ein halbes Dutzend Fallbeispiele vor, bei denen, je nach Bedarf, mehr ausbezahlt wurde: Eine dreiköpfige Flüchtlingsfamilie aus dem Kosovo erhält monatlich 5151 Franken, eine sechsköpfige Familie aus dem Irak kommt dank zusätzlichem Eigenverdienst auf über 7000 Franken im Monat. [...]

Dieser Artikel erschien am 14. Februar 2007.
Den ganzen Text lesen Sie auf www.weltwoche.ch

Der Fall Skalonnic ist keine Ausnahme, sondern Alltag im Zürcher Sozialamt.

dringendsten Rechnungen beglichen: ausstehende Mietzinsen, Zahnarzt, Krankenkasse, die Gebühren für die Verlängerung der C-Bewilligung, diverse Versicherungen. In den folgenden Tagen wird die Wohnsituation geregelt und Ferad Skalonnic's Gebiss saniert. Ausserdem entdeckt der Sozialarbeiter eine doppelt abgeschlossene Hausratversicherung, die nun storniert wird. Danach geschieht monatelang nichts mehr. Skalonnic tritt keine neue Stelle an, ohne Fahrausweis findet er nichts Passendes. Gleichzeitig reduziert seine Frau ihr Arbeitspensum auf zwanzig Prozent. Sie verdient nun so wenig, dass sie ebenfalls Sozialhilfe erhält. Ihren geringen Verdienst muss sie nicht abgeben, er gilt als «Freibetrag». Damit möchte man Sozialhilfeempfänger dazu motivieren, ihre Rente ein wenig aufzubessern.



Monatliche Rente von 5000 Franken: Ex-Sozialvorsteherin Monika Stocker, 2007.

Sie kommen, klauen und gehen

Philipp Gut und Kari Kälin — Osteuropäische Roma-Sippen sind zu einem grossen Teil für den wachsenden Kriminaltourismus verantwortlich. Sie schicken Frauen auf den Strich und Kinder zum Betteln.



Für kriminelle Zwecke missbraucht: verwahrloster Roma-Junge in Osteuropa.

«Junge Einbrecherinnen auf frischer Tat erappt», meldete die Zuger Kantonspolizei vor zwei Wochen. Am Dienstag, 20. März, um 10.57 Uhr, schnappten sie ein 13- und ein 16-jähriges Roma-Mädchen, als diese in ein Haus in Baar eindringen wollten. Sie stammten aus einem Camp in Italien. Die Polizeiberichte wiederholen sich. Seit Jahren sorgen Roma-Banden für Negativschlagzeilen. Präzise Zahlen zur Kriminalität dieser Volksgruppe existieren zwar keine. Die polizeiliche Kriminalitätsstatistik unterscheidet nur nach Nationalitäten, nicht nach Ethnien. Die Bilanz des vergangenen Jahres: mehr Einbrüche, mehr Diebstähle, mehr Kriminaltourismus. Insbesondere die Vermögensdelikte stiegen stark an (um 16 Prozent). Vieles deutet jedoch darauf hin, dass Roma, die ihre Camps an der Grenze immer wieder an andere Orte verlegen, zu einem bedeutenden Teil für den wachsenden Kriminaltourismus verantwortlich sind. «Wenn Sie in Genf zwei junge Zigeuner antreffen, die alleine unterwegs sind, haben sie zu 99 Prozent einen Schraubenzieher in der Hosentasche», sagte Jean-François Cintas, Chef der Abteilung Einbruch bei der Genfer Kantonspolizei, der Zeitung *Le Temps*. Im letzten Jahr seien allein zwei jugendliche Täter in 450 Wohnungen eingebrochen und hätten 250 000 Franken Beute gemacht. Im Kan-

ton Freiburg begehen minderjährige Roma jedes Jahr rund 200 Einbrüche, wie die Kantonspolizei schätzt.

Am stärksten betroffen sind die Grenzkan- tone, aber längst schwärmen die kriminellen Banden auch ins Landesinnere aus, wie das eingangs erwähnte Beispiel aus dem Kanton Zug zeigt. Alarm geschlagen haben letzte Woche Genf und die Waadt. «In unseren Kanto-

Längst schwärmen die kriminellen Banden auch ins Landesinnere aus.

nen ist der Anteil an kriminellen Ausländern ohne Wohnsitz in der Schweiz doppelt so hoch wie andernorts», sagt Jean-Christophe Sauterel, Sprecher der Waadtländer Kantonspolizei. Auch im Kanton Genf ist die Zahl der Einbrüche letztes Jahr markant gestiegen. François Schmutz, Chef der Genfer Kriminalpolizei, nennt dafür drei verantwortliche Gruppen. Zum einen handle es sich um Banden aus dem Balkan, besonders aus Rumänien. Zum anderen um Nordafrikaner, die illegal in der Schweiz lebten. Dazu kämen junge Roma, die ihre Operationsbasis in Mailand haben und «zwischen Italien und Paris Einbrüche be- gehen».

In der Schweiz leben, nach Auskunft der in Zürich ansässigen Roma Foundation (sic!), rund 50 000 Roma, wie die Selbstbezeichnung der im Deutschen traditionell «Zigeuner» genannten Volksgruppe lautet (heute gilt der Begriff eher als abwertend). Die meisten kamen nach dem Zweiten Weltkrieg als Gastarbeiter. Die grosse Mehrzahl von ihnen sei sesshaft und «völlig integriert», nur eine «kleine Minderheit» von 200 bis 300 gälten als Fahrende. Im Umfeld sei oft gar nicht bekannt, dass sie Roma seien, sie deklarierten sich als Serben, Italiener, Spanier usw. In jüngerer Zeit seien «viele» Roma aus dem Kosovo und anderen ex-jugoslawischen Gebieten in die Schweiz geströmt, schreibt die Roma Foundation.

Beflügelung der kollektiven Fantasie

Die Gesamtzahl der Roma in Europa wird auf 8 bis 12 Millionen geschätzt. Die Ursprünge des Volksstammes mit eigener Kultur und Sprache liegen in Indien, von wo die Roma vor dem 8. Jahrhundert in Richtung Europa auswanderten. Die grösste Population gibt es heute in Rumänien (mit 2 bis 3 Millionen). Bis zu eine Million Roma leben in Bulgarien, Spanien, Ungarn und der Slowakei, mehrere hunderttausend sind es in Tschechien und anderen osteuropäischen Ländern. Ihr «Identitätsgefühl», schreibt die Roma Foundation, beruhe «nicht auf Begriffen wie Heimatland, Staatsbürgerschaft usw., sondern auf ihrer Sprache, ihrer Kultur und vor allem auf ihren Traditionen». Als Rom sei man «primär Familienangehöriger, damit Angehöriger einer Gruppe [...] und erst dann auch immer Bürger eines bestimmten Staates». Die Sippe geht über alles – Roma first. Der Name «Roma» heisst übrigens «Männer» oder «Ehemänner» (Einzahl «Rom», die weibliche Form ist «Romni»).

In den meisten Ländern ist die Lage der Roma prekär. Die «Hauptprobleme», schreibt die vom Financier George Soros mit unterstützte erwähnte Stiftung mit Sitz in Zürich, seien «Integration, Arbeit und Ausbildung». Der Umstand, dass viele Roma keine beruflichen Qualifikationen vorweisen könnten, verschärfe die Situation «immer mehr». Gelingen es nicht, die Roma auszubilden und damit ihre Existenzbedingungen zu verbessern, drohe eine «Eskalation des Problems zu einer Grössenordnung, die kaum mehr zu bewältigen sein dürfte», warnt die Roma Foundation. [...]

Dieser Artikel erschien am 5. April 2012.
Den ganzen Text lesen Sie auf www.weltwoche.ch

Spekulant Hildebrand

Von Urs Paul Engeler — Zwei Telefonate brauchte der oberste Währungshüter, um 75 000 Franken zu «verdienen». Philipp Hildebrand betreibt Insider-Geschäfte, belügt die Öffentlichkeit. Und der Bankrat segnet seine unlauteren Währungsspekulationen ab. Jetzt ist die Justiz am Zug.

Den Dollar-Kauf, den Frau Kashya Hildebrand, Galeristin in Zürich, am 15. August für sich und ihr Töchterchen Natalia, 11, getätigt haben soll, hat in Wirklichkeit ihr Mann Philipp Hildebrand, Präsident des Direktoriums der Schweizerischen Nationalbank (SNB), auf einem seiner eigenen Bankkonti vorgenommen, das er bei der Privatbank Sarasin unterhält. Genau 400 000 Franken investierte er per Anruf in dieses risikolose Geschäft. Nach der Frankenabwertung, die er als oberster Währungshüter alsdann beschlossen und am 6. September 2011 verkündet hatte, verkaufte er, wieder über sein eigenes Konto handelnd, Anfang Oktober die rund 500 000 Dollar mit einem satten Gewinn von 75 000 Franken.

Diese unstatthafte Transaktion war keineswegs das einzige Insidergeschäft, das der allseits applaudierte Star-Banker Hildebrand getätigt hat. Ein Blick in sein Sarasin-Konto belegt: Der Mann, der andern Bankangestellten immer strengere Vorschriften zumutet, der Stabilität garantieren soll, der die Schweiz international repräsentiert und seit kurzem den Titel eines Vizepräsidenten des internationalen Finanzstabilitätsrats (FSB) führt, ist ein Währungsspekulant. Regelmässig kauft und verkauft der Trader, der pro Jahr allein als SNB-

Präsident 995 000 Franken verdient, dank seines Insiderwissens Dollars und Euros.

Alles auf dem eigenen Konto

Ein kleiner Angestellter der Bank Sarasin – nennen wir ihn in Anlehnung an den legendären Informanten der Watergate-Affäre «Deep Throat II» – hat diese Praktiken nun publik gemacht. In der Zwischenzeit hat er sich gleich selbst wegen Verletzung des Bankgeheimnisses angezeigt. Die Zürcher Staatsanwaltschaft III für Wirtschaftsdelikte bearbeitet den Fall. Da «Deep Throat II», der bereits vor Weihnachten die (offenbar desinteressierte oder ängstliche) *Blick*-Redaktion informiert hatte, seinerseits Hildebrand wegen Verletzung des Börsengesetzes angezeigt und als Beleg Bankdaten beigebracht hat, interessiert die Zürcher Justiz sich nun nicht nur für «Deep Throat II», sondern auch für die Geschäfte des Schweizer Notenbankchefs. So wird möglich bis wahrscheinlich, dass gegen Hildebrand ein Strafverfahren eröffnet wird. Insider-Transaktionen sind Offizialdelikte; sie müssen von Amtes wegen verfolgt werden.

Artikel 161 des Strafgesetzbuchs ist klar: «Wer als Mitglied des Verwaltungsrates, der Geschäftsleitung, der Revisionsstelle oder als

Beauftragter einer Aktiengesellschaft oder einer sie beherrschenden oder von ihr abhängigen Gesellschaft, als Mitglied einer Behörde oder als Beamter, oder als Hilfsperson einer der vorgenannten Personen, sich oder einem andern einen Vermögensvorteil verschafft, indem er die Kenntnis einer vertraulichen Tatsache, deren Bekanntwerden den Kurs von in der Schweiz börslich oder vorbörslich gehandelten Aktien, andern Wertschriften oder entsprechenden Bucheffekten der Gesellschaft oder von Optionen auf solche in voraussehbarer Weise erheblich beeinflussen wird, ausnützt oder diese Tatsache einem Dritten zur Kenntnis bringt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bestraft.»

Diese Strafandrohung gilt ebenso für Insidergeschäfte von Angehörigen: «Wer eine solche Tatsache von einer der in Ziffer 1 genannten Personen unmittelbar oder mittelbar mitgeteilt erhält und sich oder einem andern durch Ausnützen dieser Mitteilung einen Vermögensvorteil verschafft, wird mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder Geldstrafe bestraft.» Die Ausrede mit der Frau als Täterin [...]

Dieser Artikel erschien am 5. Januar 2012.
Den ganzen Text lesen Sie auf www.weltwoche.ch



Keineswegs das einzige Insidergeschäft: Ex-Nationalbank-Präsident Hildebrand, 2012.

Autoren

Die Liste der Autoren, die in in diesem Blatt während seiner 80-jährigen Geschichte geschrieben haben, ist lang. Wir danken ihnen allen sehr herzlich und bringen hier nur eine kleine Auswahl im Bild.



Beat Kappeler



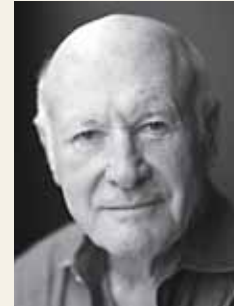
Rolf R. Bigler



Marcel H. Keiser



Rudolf Bächtold



Erich Gysling



Felix E. Müller



François Bondy



Hans Gmür



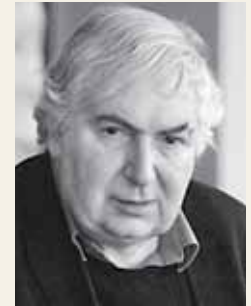
Hans O. Staub



Hanspeter Born



Jean Ziegler



Jürg Ramspeck



Res Strehle



Klara Obermüller



Lorenz Stucki



Mabel Zuppinger



Manuel Gasser



Margrit Sprecher



Klaus Bölling



Martin Walser



Thomas Mann



Donna Leon



Fredy Gsteiger



Willy Brandt



Ludwig Hasler



Friedrich Dürrenmatt



Roger de Weck



Mathias Döpfner



Golo Mann



Leon de Winter



TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY

JEDE WOCHEN WELTKLASSE. TOYOTA GRATULIERT ZU 80 JAHREN WELTWOCHEN.



DER FORTSCHRITTLICHSTE KOMPAKT-KOMBI ALLER ZEITEN.

- Grösstes und variabelstes Platzangebot mit 530 bis 1658 Liter Laderaum.
- Einziger Vollhybrid-Kombi in der Schweiz. Auch mit Benzin- und Dieselmotoren erhältlich.
- Rekordverdächtig tiefe Verbrauchs- und Emissionswerte als Vollhybrid: 3,7 l/100 km und CO₂ 85 g/km – und das bei 136 PS Systemleistung.
- Leichte und schnelle Anpassung an unterschiedliche Transportanforderungen dank dem einfachen Toyota Easy-Flat-Sitzsystem.
- Modernste Infotainmentsysteme Toyota Touch® und Toyota Touch&Go®.
- Komplette Ausstattung schon bei der Basisversion. Inkl. Toyota Gratis-Service 6 Jahre/60'000 km.
- Der neue Auris Touring Sports bereits ab Fr. 20'300.–** (inkl. Fr. 1'000.– Cash Bonus).

Auris Hybrid Touring Sports ab Fr. 32'600.–* Mit 3,9% Leasing: Fr. 328.– pro Monat.* Jetzt Probe fahren!



toyota-hybrid.ch

*Berechnungsbeispiel basiert auf dem Listenpreis (empfohlener Netto-Verkaufspreis inkl. MwSt.). **Auris Hybrid Touring Sports** Luna 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Fr. 32'600.–, Leasingzins Fr. 328.85, Ø Verbrauch 3,7 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 85 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A, Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 153 g/km. ****Auris Touring Sports** Terra 1.33 Dual VVT-i 6-Gang-Getriebe manuell, 73 kW (99 PS), Fr. 21'300.– abzgl. Cash Bonus von Fr. 1'000.– = Fr. 20'300.–, Abgebildetes Fahrzeug: **Auris Hybrid Touring Sports** Sol 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Fr. 35'800.–, Leasingzins Fr. 361.15. **Leasingkonditionen:** effektiver Jahreszins 3,97%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 20%, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mindestens Fr. 1'000.–), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Weitere Berechnungsvarianten auf Anfrage. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Die Verkaufsaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung bis 31. Dezember 2013 oder bis auf Widerruf. Nur bei den teilnehmenden Toyota Partnern. Toyota Free Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten bis 6 Jahre oder 60'000 km (es gilt das zuerst Erreichte).

Einfach ein bisschen Gott spielen

Der Rapper und Produzent Will. i. am ist das vielseitigste Talent im Pop-Universum. Die Black Eyed Peas machte er zur Hitmaschine, Stars wie Britney Spears zählen auf sein Gespür. Daneben frönt er dem exzessiven Luxus und will auch noch die Welt retten. *Von Tom Kummer*

Booom! Woom! Badoo! Brutalste Schläge erschütterten die Schädel seiner Gegner. Das Hirn vibrierte dabei wie eine Membran im Subwoofer: Der erste Weltstar, der nicht weiss war, heisst Jack Johnson, Boxweltmeister von 1908 bis 1915. Er rappte im Ring, foppte den Gegner, provozierte ihn, dann schlug er zu: Booom! Woom! Black Power! Seine Schläge klangen für weisse Zuschauer wie ein dumpfes teuflisches Wummern – eine Schallwelle der Macht –, einige wollten ihn dafür lynchen. Er war der erste schwarze Popstar, Pionier des schwarzen Selbstbewusstseins. Muhammad Ali nannte Johnson «den einflussreichsten Menschen in meiner Karriere». Er war Poser und Provokateur, grinste immer breit, zwinkerte ins Publikum. Er war nie zu fassen. Und wurde mit seinem expressiven Selbstbewusstsein ein stetes Ärgernis für die Welt der Weissen: Johnson, die erste afroamerikanische Ikone der Popkultur, wurde mehr fotografiert als jeder andere schwarze Mann, zu Zeiten, als Schwarze kaum ein Thema in der weissen Presse waren – ausser als Verbrecher (echt oder imaginiert) oder gelyncht an einem Baum erhängt.

Los Angeles, hundert Jahre später: Booom! Woom! Badoo! Gerade öffnet ein weissgekleideter Valet-Parking-Angestellter die Türe zu einem dunklen McLaren MP 4-12C, einer 500 000-Dollar-Karosserie. Automatisch springt das Soundsystem an. Die schwarze Hoffnung im Popgeschäft der Gegenwart hat zwar nichts in den Fäusten, dafür stehen sechs prächtige Autos im Gesamtwert von 2,5 Millionen Dollar auf seinem Parkplatz. Und seine weissen Nachbarn würden ihn vielleicht gern für die harten Superbässe «lynchen» – ständig wummern sie aus Subwoofern von «Beats by Dr Dre». Der Junge im weissen Valet-Dress hat die Aufgabe, die Anlage und die Membranen der Subwoofer schon mal ein bisschen aufzuwärmen, bevor sein Boss beim Haupteingang auftaucht.

«King of collaborations»

Unten im Keller, im edel ausgestatteten Tonstudio einer Villa im Stadtteil Los Feliz, sitzen Britney Spears, der Bodyguard von Britney, ein Sound-Mixer namens Brad Gilderman und die grosse schwarze Pop-Hoffnung mit dem bemerkenswerten Namen Will. i. am, kurz für William James Adams. Booom! Woom! Badoo!... schon klar, Druckerschwärze auf Papier eignet sich schlecht zur Vermittlung von pumpenden Bass-Beats. Doch wenn es einer schafft, die erste wummernde Zeitung zu erfin-

den, dann der Held dieser Geschichte: Will. i. am lässt nichts unversucht, den Geniebegriff zu erweitern! Dabei verwandelt er Kreativität zu einem Lifestyle und strapaziert auf charmante Weise die Symbiose zwischen Kunst, Hipness, Marktwirtschaft und Gutmenschentum.

Meistens trägt er dabei einen Hut auf dem Schädel, fährt einen 500 000-Dollar-Wagen und versteht Mode und Schönheit grundsätzlich als Strategie, die man als Overkill servieren sollte. Das vielseitigste Talent im Popuniversum hat seine Band Black Eyed Peas zu einer der grossen Hitmaschinen der letzten Jahre verwandelt und nebenbei Präsident Obama mit dem Sampling-Kunstlied «Yes, We Can» zum Wahlkampf 2008 erfolgreich unterstützt. Will. i. am ist ein begnadeter «king of collaborations»: ein Spindoktor in der grossen «battle of brands» (*New York Times*), in der grosse Namen im Hightech-Bereich oder Luxusprodukte jeder Art dank seinem Segen Hipness-Status erlangen und diesen dabei zu noch grösseren Gewinnen verholfen wird.

Will. i. am versteht sich selbst in erster Linie als Popmogul, Produzentenkünstler und Cool-Philanthropen, der mit Sounds, Labels und Wohltätigkeit handelt. Doch das ist erst der Anfang: Vielleicht will er auch einfach ein bisschen Gott spielen. Hier einige seiner aufregendsten Missionen: Will. i. am wurde als siebenfacher Grammy-Gewinner gerade zum Direktor der Grammy Foundation gewählt, die sich auf die Pflege der amerikanischen Musikgeschichte konzentriert. Er gründete die I. am. angel Foundation, die Stipendien – sogenannte I. am. Scholarships – an finanzschwache Schüler vergibt. Er rief die Black Eyed Peas Foundation ins Leben, die Musiker und Bands in finanzieller Not unterstützt. Und er ist Aushängeschild der sogenannten Robin Hood Foundation, gegründet von Hedge-Fund-Veteran Paul Tudor Jones II, die in den letzten zwanzig Jahren mehr als 900 Millionen Dollar im Kampf gegen die Armut in den USA gespendet hat. Booom! Woom! Badoo! Dagegen wirkt die Spendenfreudigkeit in unserem Land fast so, als ob man einen Geizvirus in die Milch gemischt hätte.

Dabei sollte nicht vergessen werden: Das Spenden gehört in den USA schon allein wegen eines desolaten Sozialsystems zum Alltag und zum guten Ruf der Wohlhabenden. Will. i. am geht aber weiter. Er will in diesen göttlichen Zeiten richtig was bewegen. Die Zeiten, in denen man einfach einen Check an die Krebshilfe schickte, sind vorbei. Er versteht sich als kreati-

ven Multimillionär, der die Philanthropie revolutionieren will. Booom! Woom! Badoo!

Will. i. am gehört zu einer neuen Generation von Gutmensch-Unternehmern, die eine verwirrende Strategie von Geben und Nehmen pflegen – immer dramatisch, immer auffällig, nie ganz selbstlos, ganz im Sinne der fetten, aufgeblasenen Hip-Hop-Dramaturgie: Booom! Woom! Badoo! Dabei zeigen gerade Hip-Hop-Stars einen sensationellen Geschäftssinn und eine sehr gut überlegte Investment-Mentalität: Wie erwirtschafte ich die grösste Rendite – und den grössten Imagegewinn gleich noch dazu? Freigebigkeit und Marktwirtschaft wollen gelernt sein! Gerade Will. i. am kooperiert gerne mit Smartphone-Produzenten und Mikrochip-Herstellern und haucht ihnen Hipness ein. Er soll dabei Impulse zur Entwicklung von Smartphones, Tablets und Laptops liefern. – Was für Impulse? Vielleicht sind damit wummernde Schallwellen gemeint, mit denen die Menschheit manipuliert werden soll. Will. i. am hat Verträge mit Brillenherstellern wie Ksubi Omicron Sunglasses, er kassiert für das Tragen von Burberry-Regenmänteln, Christian-Louboutin-Schuhen oder Adidas-«Jeremy Scott Wings», den Turnschuhen mit den Flügeln.

Ein Auto für 900 000 Dollar

Beflügelt lässt so ein Mensch auch gleich ein eigenes Auto mit dem Label I. am. auto bauen – von jungen, arbeitslosen Mechanikern in der mexikanischen Community von East Los Angeles, ein weiteres Wohltätigkeitsprojekt. Der Wagen steht hier auf seinem Parkplatz neben einer Pornokarre namens «Black Snake» – ein von Dartz gepimpter Mercedes GL 63 AMG mit Echtgold- und Diamantendekor, Walpenisleder-Interieur und monatlicher Kaviarlieferung. Das I. am. auto ist ein seltsames Gefährt, dessen Entwicklung gut 900 000 Dollar verschlungen hat. Das Fundament basiert auf dem legendären DeLorean-DMC-12-Sportwagen, dem wie bei einem typischen Will. i. am-Song verschiedene Teile dazugefügt wurden, remixed, geplündert, verdünnt, gepimpt. Die meisten Teile stammen von Chrysler. Lediglich das Chassis und die Inneneinrichtung wurden offiziell von seiner Firma hergestellt. Die Musikanlage kommt komplett von Beats by Dr Dre. Ein Albtraum von Auto. Aber selbst solche riskanten Investitionen deuten auf den wunderbaren Kern seiner Mission: «Glaub an die Zukunft! Glaub an deine Träume! Luxus forever!» Booom! Woom! Badoo! >>>



«Absichtlich missratener Haarschnitt»: Hip-Hop-Produzent Will.i.am.

Dabei basiert die Sehnsucht des Marketing-Wunderkinds Will.i.am eher auf einer dünnen Haut. Ganz tief in seinem Innern muss eine fanatische Leidenschaft für schwingende Membranen vibrieren. Er ist bassüchtig! Und das hat gute Gründe: Der Sound von Superbässen macht Mädchen wild und Jungs hungrig nach dem *Mehr* im Leben. Vielleicht verdrehen Superbässe auch ein bisschen den Verstand: «Black Einstein» wollte Will.i.am sein letztes Album nennen. Während der Aufnahmen im Studio begann dann seine Nase zu bluten – wegen zu lauter, intensiver, ultratiefer Superbässe. Er nannte das Album dann etwas bescheidener: «willpower».

Feine Wortspiele

Im Zentrum seines Willens und seiner Macht steht immer der Handel mit neuen Klängen – mittlerweile wird sein Vermögen auf rund hundert Millionen Dollar geschätzt. Boom! Woom! Badoo! Sein Image wird dabei in der Öffentlichkeit als weniger aggressiv gehandelt als die seiner stärksten Konkurrenten: 50 Cent, Pharrell Williams, Birdman, Jermaine Dupri und die anderen. Das macht ihn unter der Nerd-Generation und weissen Geschäftspartnern besonders attraktiv.

Natürlich will er in erster Linie als Produzentenwunderkind wahrgenommen werden – einer wie vielleicht Phil Spector, Giorgio Moroder, Conny Plank, William Orbit oder Rick Rubin. «Director of creative innovation» nennt sich Will.i.am auch gerne – ein Dirigent im Markt der neuen Medien: Konzeptkünstler, Denker, Wortakrobat, Soundingenieur, Quatschkopf, Entrepreneur! Er will den Respekt als Mogul, Marketinggenie und Gutmensch, der in der grossen weissen Welt mitmischt, ein Quincy Jones des Networkings, mit allen Fingern auf einem Mischpult namens *Business!* Wie vor ihm schon so Leute wie Russell Simmons (Def Jam Recordings) oder der unverwüstliche Sean «Diddy» Combs – gerade von *Forbes*-Magazin zum bestverdienenden Hip-Hop-Star 2013 gewählt.

Vielleicht sieht er sich aber am liebsten auch als eine Art Machteinflüsterer, wie jetzt wieder mit Britney Spears, der er im Frühjahr mit dem Song «Scream and Shout» zum vielleicht wichtigsten Comeback ihrer Karriere verhalf: Nummer-eins-Hit in 23 Nationen. Boom! Woom! Badoo! Gerade wird im Studiokeller seiner Residenz noch an den letzten Samplings für das neue Album geschliffen. Britney hält ihren Produzenten für einen «Soundveredler», der total in scharfe Superbässe vernarrt ist. Und was sagt Will.i.am über Britney Spears: «Superbass» komme von «superb ass» – alles bloss eine Frage des Buchstaben-Mix.

Wortspielerei ist sein feinstes Hobby. Im Hauptberuf ist Will.i.am aber PR-Genie – er steht immer und überall da, wo Bilder und Aufmerksamkeit kriert werden. Er merkt es vielleicht gar nicht mehr, behauptet auch sein Fah-



Magische Kreuzbefruchtungen: Musiker Will.i.am in seinem DeLorean.

rer George, der manchmal am Steuer die verschiedenen iPhones seines Chefs verwalten muss, während der Boss den Bordcomputer bedient. George muss es wissen. Er war auch schon mal Fahrer von Brad Pitt. Er kennt sich aus mit smarten Super-Egos. Will.i.am generiert Millionen Klicks, wo immer sein Name im Netz auftaucht – einer, den die Puristen von *Hip-Hop Nation* heute am liebsten «lynchen» würden: wegen seiner «grausamen Oberflächlichkeit», des totalen Sell-outs, seiner Zusammenarbeit mit David Guetta, Miley Cyrus, Justin Bieber oder eben Britney «superb ass» Spears.

Popwunder, nicht bloss einfach Hits

Glaubt man Twitter, Facebook und Hollywood-Bloggern wie Perez Hilton, dann hassen ihn seine Feinde besonders für seine «tuntigen Auftritte», die «säuselnde Stimme», die «Nerd-Brillen», seinen «absichtlich missratenen Haarschnitt», sein «Marketing über alles». Und noch was: Der kleine Mann sei kein richtiger «nigga from the hood» ... Was natürlich Blödsinn ist, denn William James Adams, geboren am 15. März 1975, kommt aus einer der härteren Gegenden von Los Angeles, Boyle Heights, östlich von Downtown L.A. Leider ist das für junge Schwarze aus Compton und South Central die falsche Gegend: 95 Prozent der Latinos leben in Boyle Heights, mindestens die Hälfte von ihnen hört dort so eine Art mexikanische Polkamusik. Ein Mensch mit der falschen Hautfarbe wächst in East Los Angeles anders auf als die Brüder in den Schwarzen-Gettos südlich von Downtown: womöglich experimenteller, offener für den Rest der Welt, verspielter, sensibler, bereit, die Welt zu umarmen oder abzuküssen, statt von Frustration, Sexismus, Gewalt, Drogen, Selbstmitleid und feinen *bitches* dominiert zu werden.

Will.i.am hat zwar davon auch genügend abbekommen, bevor er mit den Black Eyed Peas das kommerzielle Potenzial seiner Bässe und die wunderbare Entdeckung – Sängerin Fergie – ausnutzte. Dabei hing er doch für eine ganze Weile mit der Crew von Ruthless Records rum, mit den West-Coast-Legenden von N.W.A. (Niggaz wit Attitudes): Ice Cube, Dr Dre, DJ Yella und besonders mit dem 1995 an Aids verstorbenen Eazy-E – dem «Godfather of Gangsta Rap». Aber das ist lange her. Hip-Hop brach Ende der achtziger Jahre mit grossem Getöse in die heile Welt des Pops ein – mit einer politischen Rhetorik, die man längst für unmöglich gehalten hatte. Im Hip-Hop von Public Enemy oder N.W.A. ging es um viele unerklärliche Dinge – Slogans und Bezüge wie «black nationalism», Nation of Islam, «cop killer», «chronic Marihuana» oder Malcolm X et cetera.

Die Luxus- und Modeindustrie investierte über die nächsten Jahrzehnte viel Geld in diesen Mythos der sogenannten Getto-Subversion – und verdrehte dabei Hip-Hop in ein Industrieprojekt. Und Will.i.am kommt nun mal aus genau jener Ära des Hip-Hops, in dem die prägenden Hits nicht von ratternden Maschinenpistolen, sondern eben ganz besonders von den pumpenden Bässen des Dancefloor inspiriert wurden: «I'll House You» von den Jungle Brothers oder Technotronics «Pump Up the Jam»: Dancefloor-Monster! Und diese Infiltration passte den alten Gangsta-Rappern aus dem Hip-Hop-Underground überhaupt nicht.

Irgendwas muss passiert sein, was unter früheren Fans von Will.i.am Abneigung, Entfremdung, sogar Hass ausgelöst hat, der so weit geht, dass er heute in Los Angeles fast nur noch mit Bodyguards unterwegs ist – oder seinem Fahrer George. Hollywood-Blogger Perez

Hilton erklärt sich das so: Will.i.am habe im grossen Stil seine Homosexualität entdeckt, er sei aber zu feige, sich öffentlich dazu zu bekennen, weil er glaube, seine Geschäfte würden darunter leiden. Vielleicht hat er sich aber einfach noch tiefer in die kommerziellen Möglichkeiten seiner Sampler verliebt, diese magischen Maschinen, mit denen aus alten Sounds und Beats neue entstehen – neu montiert, gemixt, stilisiert, geplündert.

Es sind magische Kreuzbefruchtungen und Synthesen, aus denen seine hochstilisierte Produzentenkunst erschaffen wird, Popwunder, nicht bloss einfach Hits. Das Youtube-Video zu «Scream and Shout» mit Britney Spears (inklusive Schleichwerbung für gut ein Dutzend Luxusprodukte) gilt als wunderbares Exemplar seiner genialen Marktfähigkeit. Mittlerweile wurde das Video über 300 Millionen Mal angeklickt. Und immer dabei: die manipulative Gewalt der Bässe. Das hat Auswirkungen aufs Hirn: Booom! Woom! Badoo! Vielleicht deckt Will.i.am deshalb seine Augen beim Betreten der Aussenwelt mit den kreativsten Brillengestellen ab, die man seit Elton John gesehen hat.

George, sein Fahrer, fährt den McLaren vor. Will.i.am begutachtet kurz die 500 000-Dollar-Karosserie, wartet ab, kratzt sich an der Stirn, klatscht dann in die Hände, deutet auf seinen Wagenpark und verlangt nach dem I.am.auto.

Er will heute mit seiner 900 000-Dollar-Investition über die Strassen von Los Angeles gleiten. George hasst diesen Wagen: «lächerliches Design», aber das würde er seinem Chef nie sagen. Lieber drückt er ihm jetzt das vorbestellte super eisgekühlte Erdbeer-Brain-Freeze-Slushie in die Hand, einen Drink, den sich der Boss sofort durch einen Strohhalm direkt in sein Hirn saugt! Brain Freeze! Booom! Booom! Während George jetzt in Richtung Ausfahrt steuert, operiert Will.i.am sofort an zwei Smartphones.

Will Power! Bass Power! Black Power!

Langsam lässt George das weisse Monster über die Strassen von Los Angeles gleiten. Will.i.am und seine schwächliche Erscheinung versinken im Ledersessel. Vielleicht will er sich damit vor Paparazzi und Skandal-Bloggern schützen, die bei der Einfahrt zu seinem Haus auf Britney Spears lauern. Er tippt jetzt kurz und konzentriert auf einen iPad-Screen ein, während er gleichzeitig am Soundregler dreht. Er genießt die Kommunikation mit seinen Fans, entschuldigt er manchmal seine extreme Internetsucht. Er sei immer für alle erreichbar, über verschiedene Networks – am besten Twitter.

George gleitet jetzt auf den Hollywood Boulevard, von dort in Richtung East Los Angeles. Dort sitzen die Kinder seines Olymps – eine kleine Schule, der Will.i.am gerade spontan

Computer und iPads im Wert von 100 000 Dollar gespendet hat. Ohne Presseankündigung. Alles, was jetzt für mich auf einer Nebenspur des Sunset Boulevard noch wahrnehmbar ist, kommt von den wummernden Basswellen, die das Soundsystem des I.am.auto erzeugen.

Wenn Will.i.am den Bassregler aufdreht, dann fühle es sich an, als ob kleine Tierchen in seinem Magen hochkriechen würden, erzählt George später. Er müsse dann am Steuer verdammt aufpassen. Denn die Bullen würden nicht mehr bloss die Geschwindigkeit messen, sondern auch die Anzahl Dezibel. «Noise Pollution» heisst hier ein Gesetz. Doch Superbässe sind immer noch besser als ratternde Uzi-Maschinenpistolen. Im Übrigen befreien ultratiefe, warme Bässe den Körper und liefern totale Glücksgefühle. Der Körper beginnt leicht zu schwingen, die Augenlider zittern, alles erscheint verschwommen – und wirkt doch wie eine Art Seelenmassage.

Manchmal lösen die wummernden Schläge aus den Subwoofern bei geparkten Wagen die Alarmanlagen aus. Passanten bleiben dann erschrocken stehen. Der Alltag wird magisch unterbrochen. Superbässe sind längst ein gigantisches, multinationales Machtinstrument: wie die brutalen Schläge des Boxweltmeisters Jack Johnson vor einhundert Jahren. Will.i.am kennt sich aus mit den neuen Schallwellen der Macht: Will Power! Bass Power! Black Power! ○



FM 93.6
RADIO DIE WELTWOCH

ROGER G E G E N ROGER



ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM MASCOTTE, THEATERSTRASSE 10 IN ZÜRICH

2. DEZEMBER 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17:00 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

mascotte
DESIGNER - ZÜRICH



Krippen voller Gold

Über die finanziellen Konsequenzen der Familieninitiative ist ein hitziger Streit entbrannt. Ein nüchterner Blick auf die Zahlen zeigt, dass die Förderung der externen Kinderbetreuung Bund, Kantone und Gemeinden gegen 600 Millionen Franken im Jahr kostet. *Von Florian Schwab*

Eltern, die ihre Kinder in Krippen betreuen lassen, dürfen die Kosten teilweise steuerlich geltend machen. Die SVP möchte dieselben Abzugsmöglichkeiten für jene schaffen, die ihre Kinder im Familienkreis grossziehen. Damit sollen laut Initianten alle Familienmodelle steuerlich gleichgestellt werden.

Das stimme gar nicht, argumentieren die Gegner der Initiative: Doppelverdienerhaushalte seien anderweitig steuerlich benachteiligt. So werde das zweite Einkommen sehr hoch besteuert. Hinzu komme, dass nicht arbeitstätige Mütter mehr Zeit zur Erledigung von Pflichten wie Kochen und Waschen hätten, womit sie dazu beitragen, die Kosten der Familie tief zu halten. Ein liberaler Staat müsse sich aber gegenüber den Familienentwürfen neutral verhalten, argumentierte Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf in der «Arena» des Schweizer Fernsehens.

Die St.Galler Volkswirtschaftsprofessorin Monika Bütler äusserte in einem vielbeachteten Zeitungsartikel den Verdacht, es gehe den Befürwortern um die Förderung eines bestimmten Rollenverständnisses.

Man sieht: Beide Seiten geben vor, dass der Staat ihres Erachtens kein Modell bevorzugen soll. Das Problem: Beide Lager können nicht gleichzeitig recht haben.

Hohe Direktzahlungen

Fragt man Ökonomen und Steuerexperten wie Monika Bütler, dann hört man etwa Folgendes: Ein Grundsatz des Steuersystems ist die Besteuerung nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit. Bei zwei ansonsten identischen Familien (gleiches Einkommen, gleiche Anzahl Kinder) sei jene Familie wirtschaftlich

«Die verfügbare Zeit müsste – wäre sie nicht so schwierig zu messen – Teil der Steuerbasis sein.»

leistungsfähiger, in der nur ein Elternteil erwerbstätig ist. Es sei somit gerechtfertigt, dass diese Familie steuerlich stärker belastet werde.

Um dies zu begründen, geistert auch ein fiktiver «Steuerwert der Freizeit» durch die Debatte, der die nicht arbeitstätige Mutter im Vergleich zu ihrer arbeitenden Kollegin endgültig als Steuer-Profiteurin entlarven soll.

Dieses Argument erklärt Volkswirtin Bütler von der Universität St. Gallen, indem sie einen Vollzeit arbeitenden Juristen mit einem Kolle-



Alle Familienmodelle sollen steuerlich gleichgestellt werden.

gen vergleicht, der bloss 50 Prozent arbeitet: «Der Vollzeit arbeitende Jurist bezahlt rund dreimal mehr Steuern.» Zusätzlich könne der Teilzeitjurist in seiner Freizeit Arbeiten erledigen, «die der Vollzeitjurist auf dem Markt teuer einkaufen muss». Übertragen auf zwei Familien, entspräche dies beispielsweise der Ersparnis daraus, dass die eine Mutter zu Hause kochen kann, während die andere Mutter ihr Kind auswärts verpflegen muss. «Die verfügbare Zeit», schliesst Bütler, «müsste daher – wäre sie nicht so schwierig zu messen – Teil der Steuerbasis sein.»

Das Hauptproblem im Zusammenhang mit der Familieninitiative ist allerdings nicht die schwierige Messbarkeit, welche den «Steuerwert der Freizeit» zur abenteuerlichen Luftbuchung werden lässt. Viel schwerer wiegt, dass der Steuerabzug gar nicht die einzige finanzielle Unterstützung ist, welche das Fami-

lienmodell «Kinderkrippe» erfährt. Bund, Kantone und Gemeinden fördern seit Jahren die Fremdbetreuung auch anderweitig massiv.

Doch bleiben wir noch etwas bei dem heissdiskutierten Abzug für externe Kinderbetreuung. Seit 2011 ermöglicht der Bund einen Abzug von der direkten Bundessteuer: Kosten für externe Kinderbetreuung, beispielsweise in Krippen, können bis zu einem Betrag von 10 100 Franken pro Kind vom Einkommen abgezogen werden. Die Kantone kennen unterschiedlich hohe Abzüge, die von null (Kanton Schwyz) bis unbegrenzt (Kanton Uri) reichen.

In einem ersten Anlauf war die Einführung des Betreuungsabzugs 2001 auf Bundesebene gescheitert. Im Jahr 2005 schätzte die Eidgenössische Steuerverwaltung die Mindereinnahmen bei der Bundessteuer infolge einer solchen Massnahme auf bis zu 550 Millionen

Franken, falls alle Eltern ihre Kinder fremdbetreuen liessen und den Abzug geltend machten. Mittlerweile spricht die Behörde von geschätzten Mindereinnahmen von 60 Millionen pro Jahr durch den Abzug. Auf diese Zahl kommt die ESTV durch Hochrechnungen aus zwei Kantonen.

Die meisten Kantone erlauben ebenfalls einen Betreuungsabzug. Im Kanton Zürich wurde dieser kürzlich von 6500 auf 10 100 Franken pro Kind erhöht. Der Kanton schätzte die Kosten dieser Massnahme auf zwei Millionen Franken bei der kantonalen Einkommenssteuer und auf nochmals ungefähr denselben Betrag bei den Gemeindesteuern. Daraus lässt sich schliessen, dass der Kanton Zürich aufgrund des Fremdbetreuungsabzugs gut und gerne auf zehn Millionen Franken Steuereinnahmen verzichtet.

Mit diesen steuerlichen Vorteilen des Krippenmodells (60 Millionen auf der Ebene Bund und beispielsweise 10 Millionen auf der Ebene Kanton/Gemeinden im Fall des Kanton Zürich) verrechnen die Gegner der Initiative angebliche Vorteile, welche das traditionelle Familienmodell mit sich bringt – und kommen zum Ergebnis, dass dieser Vorteil durch sonstige steuerliche Nachteile aufgewogen wird. Um ein aussagekräftigeres Bild über die finanziellen Gewinner und Verlierer zu erhalten, genügt es aber nicht, nur die Ebene der Besteuerung zu betrachten. Dabei geht nämlich die viel bedeutendere direkte finanzielle Förderung vergessen. Kinderkrippen oder Eltern, die diese nutzen, erhalten in vielen Kantonen und Gemeinden Geld vom Staat.

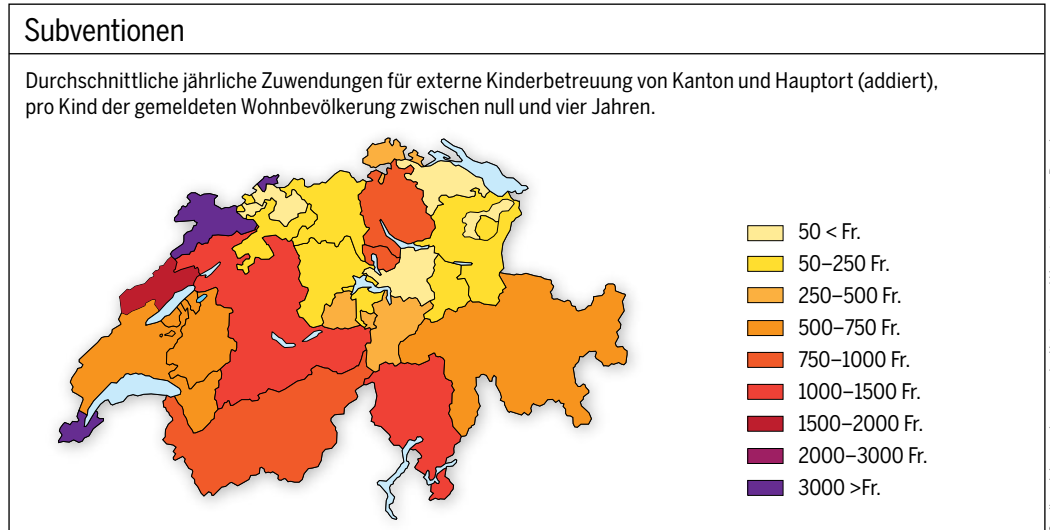
Untersucht man die jüngsten verfügbaren Jahresrechnungen sämtlicher 26 Kantone und Kantonshauptorte auf Direktzahlungen für die Finanzierung «familienergänzender Betreuungsangebote», dann stellt man fest, dass die direkten Zahlungen viel bedeutender sind als der Steuerrabatt.

Beispielsweise überwies die Stadt Zürich den Kinderkrippen letztes Jahr insgesamt 64,7 Millionen Franken – sechsmal so viel wie die entgangenen Steuern aufgrund des Ab-

zugs. Zählt man die finanziellen Beiträge aller Kantone und ihrer Hauptorte zusammen, dann ergibt dies eine jährliche Subvention von mehr als 360 Millionen Franken.

Nicht berücksichtigt sind dabei die Subventionen der übrigen Gemeinden, die sich nochmals auf mindestens 90 Millionen Franken belaufen dürften. Immerhin gibt es bedeutende

kommastelle, ist das Bundesprogramm zur Anschubfinanzierung von externen Betreuungseinrichtungen. Zwischen 2001 und 2015 gibt es pro neu geschaffenem Krippenplatz in den ersten zwei Jahren maximal 5000 Franken vom Bundesamt für Sozialversicherungen. Unter diesem Titel sind seit Programmbeginn 40 000 Krippenplätze entstanden. Die



Quellen: Jahresrechnungen der Kantone und Hauptorte, eigene Berechnungen

Beträchtliche Spannweite: Im Jura gibt es über 4000, im Kanton Schwyz unter 8 Franken pro Kind.

städtische Agglomerationen ohne den Rang eines Kantonshauptorts. Allein die finanziell klamme Stadt Winterthur fördert die familienergänzende Betreuung mit weiteren 8,5 Millionen. Total werden Kinderkrippen damit jährlich mit mindestens 450 Millionen Franken an Direktzahlungen subventioniert.

Die obenstehende Grafik zeigt die durchschnittlichen Subventionen von Kanton und Kantonshauptort pro Kind zwischen null und vier Jahren, das in diesem Kanton lebt (unabhängig davon, ob es zu den rund 25 Prozent gehört, die einen Krippenplatz in Anspruch nehmen). Die Spannweite ist beträchtlich: Im Kanton Schwyz gibt es nicht einmal acht Franken pro Kind und Jahr, im armen Kanton Jura hingegen mehr als 4000 Franken.

Nicht zu vergessen, aber angesichts der finanziellen Grössenordnung eher eine Nach-

Kosten belaufen sich auf 240 Millionen Franken oder 17 Millionen Franken pro Jahr. Nicht zu vergessen: Durch das vom Bund ausgedehnte Angebot an Betreuungsplätzen steigen in vielen Kantonen die Ausgaben für familienergänzende Betreuungsangebote weiter an, weil die Kantone nach Auslaufen der Anschubfinanzierung einen Teil der Kosten übernehmen.

Durch den starken staatlichen Einfluss auf die Kinderkrippen ergeben sich weitere Probleme. So erheben die meisten subventionierten Kinderkrippen einkommensabhängige Gebühren: Wer viel verdient, zahlt mehr für einen Krippenplatz, als wer wenig verdient. Einkommensschwächere Familien erhalten einen Teil der Kosten vom Staat bezahlt. Über die jeweilige Einkommensgrenze für die Subvention lässt sich durchaus streiten: Sub-

HIGHLIGHTS DER WOCHE

ROBERT PARKER 18 Saffredi - Fattoria le Pupille 2009 CHF 45.35

ROBERT PARKER 96 Galatrona - Fattoria Petrola 2010 CHF 64.80

JAMES SUCKLING 95 Biserno - Tenuta di Biserno, L&P Antinori 2009 CHF 102.60

ROBERT PARKER 92 Guidalberto - Tenuta San Guido 2011 CHF 29.15

Giusto di Notri - Tua Rita 2011 CHF 56.15

Magari - Ca Marcanda, Gaja Angelo 2011 CHF 39.95

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

NEU IM SORTIMENT

ROBERT PARKER 94 **LE SERRE NUOVE DELL'ORNELLAIA** 2011 **CHF 44.30**

JAMES SUCKLING 97 **GUADO AL TASSO ANTINORI** 2009 **CHF 69.10**

PINO DI BISERNO 2010 **CHF 37.80**

ARVI
THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES
ARVISA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
WWW.ARVI.CH

ventionierte Krippenplätze erhalten Paare mit einem Kind im Kanton Zürich bis zu einem steuerbaren Einkommen von 148 000 Franken, was einem Bruttoeinkommen von gut und gerne 170 000 Franken entspricht.

Mehr Geld für alle Familien

Als Zwischenfazit lässt sich festhalten, dass die staatlichen Fördermassnahmen für das Familienmodell «Kinderkrippe» sich auf fast 600 Millionen Franken pro Jahr summieren: 450 Millionen an Direktzahlungen, 60 Millionen an Steuerausfällen bei der direkten Bundessteuer, nochmals ein ähnlicher Betrag bei Kantonen und Gemeinden und 17 Millionen für die Anschubfinanzierung.

Ändert dieser Befund die Arithmetik der Initiativgegner? Schliesslich sind die vom Bund befürchteten Ausfälle bei der direkten Bundessteuer von 390 Millionen Franken deutlich tiefer als die 600 Millionen. Trotzdem bleibt HSG-Ökonomin Monika Bütler bei ihrer Kritik: Auch die Subventionen für die externe Familienbetreuung kompensierten «im Durchschnitt nicht» die Kosten des von der SVP verlangten Eigenbetreuungsabzugs. Man müsse auch mögliche Ausfälle bei Kantonen und Gemeinden berücksichtigen. Zudem sei unklar, wie die Familien bei einer Annahme der Initiative ihre

Im Kanton Zürich erhalten Paare, die bis 170 000 Franken verdienen, subventionierte Krippenplätze.

Beteiligung am Arbeitsmarkt anpassen würden. Die Schätzung von 390 Millionen beinhalte keine Annahmen dazu. Bei den Initianten fühlt man sich hingegen bestätigt: SVP-Nationalrätin Nadja Pieren (siehe Artikel rechts) weist darauf hin, dass Familien mit Eigenbetreuung derzeit doppelt benachteiligt werden: «Weder erhalten sie, wie eine Familie mit Fremdbetreuung, einen Krippenplatz mit durchschnittlich 20 000 Franken subventioniert, noch können sie Steuerabzüge geltend machen.»

Viele Ökonomen sehen die hohen – und steigenden – Direktzahlungen an das Familienmodell Kinderkrippe kritisch. Das spricht aber nicht automatisch für die Initiative, meint Monika Bütler: «Es wäre viel gescheiter gewesen, die bestehende Ineffizienz anzugehen als auf sie mit einer anderen Ineffizienz zu reagieren». In der Tat beendet die Familieninitiative die kostspieligen Krippen-Subventionen nicht. Sie könnten im Gegenteil sogar noch zunehmen. Dann nämlich, wenn die Kantone als Reaktion auf die Initiative die Abzüge für jedwede Betreuungskosten streichen und dafür die Direktzahlungen weiter hochfahren würden. Diese Gefahr sieht Pieren nicht: Sinn der Übung sei es, dass am Ende alle Familien etwas mehr Geld in der Tasche haben. «Das können auch die Kantonspolitiker nicht ignorieren.» ○

Wie einst bei Gotthelf?

Nadja Pieren leitet die Kampagne für die Familieninitiative. Die SVP-Nationalrätin, die selber eine private Kinderkrippe führt, will die Mütter nicht zurück an den Herd schicken – aber sie auch fördern, wenn sie für die Kinder zu Hause bleiben.

Von Markus Schär und Sandro Bähler (Bild)

Nein, am Arbeitsplatz gibt Nadja Pieren keine Interviews. Die Kindertagesstätte Wombat in Bremgarten bei Bern, die sie mit einer Kollegin zusammen führt, hat sie zur «journalistenfreien Zone» erklärt. Denn alle wollten wissen: Warum leitet ausgerechnet eine erfolgreiche Jungunternehmerin, die ihr Geld mit dem Betreuen der Kinder von anderen Leuten verdient, die Kampagne für die Familieninitiative der SVP? Warum schickt das neue Fräuleinwunder der Partei – eine hübsche 33-Jährige, die noch keine eigenen Kinder hat – die Frauen scheinbar wieder an den Herd zurück, wie einst bei Gotthelf, den sie als Lieblingsautor nennt?

Doch die Frage fordert natürlich eine Antwort, und Nadja Pieren gibt sie gerne – und geübt. Die letzten fünf Wochen zog sie von Davos bis Genf durchs Land, als Kampagnenleiterin nicht nur für die Familieninitiative, sondern auch gegen die Erhöhung des Vignettenpreises: Gelegentlich musste sie bei der Anfahrt auf der Einladung nachschauen, ob sie zur einen oder zur anderen Vorlage sprach oder auch zu beiden. Am Samstagnachmittag, nach dem letzten grossen Auftritt, findet sich noch eine Stunde für das Gespräch, halt nicht in der Kita, sondern im Café am Bundesplatz.

Ganz vorne im Ring

«Wollen Sie arbeitslos werden?», hörte die Kita-Chefin auch am Vorabend vom Fernsehmoderator. Nadja Pieren stand in der «Arena» ganz vorne im Ring, nach dem Familienartikel im Frühling schon zum zweiten Mal in ihren erst zwei Jahren im Nationalrat. Im grauen Hosenanzug sagte sie da routiniert das Argumentarium auf. «Wir wollen niemandem etwas wegnehmen»: Jene Eltern, die ihre Kinder in die Kita bringen, sollen ihre Kosten weiter bei den Steuern abziehen. Aber jene Eltern, die zu Hause zu ihren Kindern schauen, müssten ihre Auslagen für Essen, Pflege oder «zu amortisierende» Spielsachen auch mit einem Steuerabzug vergütet bekommen. Denn, so das Credo der SVP: «Der Staat darf keine Form des Familienlebens bevorzugen.»

Im Gespräch lebt das Argumentarium auf, weil es die Politikerin mit ihrem eigenen Leben füllt. Dass sie als Polizistentochter in der «heilen Welt» von Burgdorf aufwuchs, zusammen mit einer Schwester, die jetzt auch im Zentralvorstand der SVP Schweiz sitzt, passt

zwar perfekt ins Klischee. Aber nicht, dass sie eine «heute normale, aber damals noch spezielle Familienkonstellation» erlebte: Dank seiner unregelmässigen Arbeitszeiten konnte ihr Vater «selbstverständlich» Familienpflichten übernehmen, dank verständnisvollen Arbeitgebern ihre Mutter mit zwei Kindern immer als Pharma-Assistentin Teilzeit arbeiten – «bei uns kochte auch mal der Vater, und die Mutter kam zum Essen heim».

Die ganz und gar nicht heile Welt lernte die Schulabgängerin im Praktikum kennen: In einem Kinderheim in Gstaad sah sie, «was es für Sachen gibt», und merkte, «dass nicht jedes Kind die gleich guten Startbedingungen ins Leben hat». Aber sie erlebte auch, dass alle ihre Schützlinge im Bett vor *Längizyti* nach der Mutter weinten: «Jedes Kind hat seine Urbin-

«Bei uns kochte auch mal der Vater, und die Mutter kam zum Essen heim.»

dung zu den Eltern, wie schlimm es auch missbraucht oder vernachlässigt worden ist», weiss sie seither. «Die Kinder müssen nicht sieben Tage in der Woche 24 Stunden am Rockzipfel der Mutter hängen – aber die Mutter lässt sich nicht ersetzen.»

Trotz der schlimmen Kinderschicksale schwärmt Nadja Pieren immer noch von diesem «schönen Jahr». Sie machte danach ihr Diplom als Kleinkinderzieherin in einer städtischen Kita in Bern und hängte vier Jahre als Gruppenleiterin an. Immer stärker stiess sie sich aber daran, wie der subventionierte Betrieb mit dem Geld umging: «Da herrscht das Denken: Der Staat gibt mir, was mir fehlt.» So könne die Führung begehrte Plätze über Monate nicht besetzen oder mit überschüssigen Mitteln Ende Jahr «halt noch *Velöli* anschaffen».

Vor acht Jahren gründete Nadja Pieren deshalb die private Kita Wombat in Bern, vor drei Jahren, mit dreissig ins Berner Kantonsparlament und zur Vizepräsidentin der SVP Schweiz gewählt, übergab sie das Geschäft ihren Kolleginnen und fing mit einer Partnerin in Bremgarten nochmals an: «Wir führen die Wombat GmbH gleichberechtigt, ich arbeite neben der Politik noch 60 Prozent – so ist es perfekt.»

Was sich vom Journalisten zwar nicht in der Tagesstätte besichtigen, aber auf der Website

nachlesen lässt, könnte alle Eltern überzeugen, ihre Kleinkinder fremdbetreuen zu lassen. Der festgefügte Tagesablauf «dient dem Kind als Orientierungsrahmen und vermittelt Geborgenheit und Sicherheit». Im Krippenalltag beobachtet und unterstützt das Personal die individuelle Entwicklung der Kinder, fördert Sozialverhalten, Psychomotorik, Kognition und Emotionalität. Zum Mittagessen gibt es «regionale und saisongerechte Produkte, welche frisch eingekauft werden». Und beim wöchentlichen Waldtag lässt sich sogar das «Urbedürfnis der Jungs» befriedigen: «Schiessen mit Stecken ist erlaubt.» Müsste man den Besuch solcher Tagesstätten für obligatorisch erklären?

Grossvater aus Lützelflüh

«Die Kinder haben zu Hause etwas, was wir ihnen nicht geben können», sagt die Krippenchefin. «Für sie ist es am besten, wenn die Eltern ein Modell leben, das für sie stimmt.» Bei Wombat gibt es keine Mütter oder Väter, die ihre Kinder die ganze Woche fremdbetreuen lassen, auch nicht «die personifizierte Ungerechtigkeit in den Augen der Initiatoren der SVP-Familieninitiative», wie sie Professorin Monika Bütler von der Universität St. Gallen in der NZZ am Sonntag karikierte: «die Luxus-shoppende Zahnarztgattin, die zur Ausübung ihres Hobbys ihren Porsche Cayenne auf dem Zürcher Münsterhof und ihre traurigen Kinder in der Krippe parkiert. Und dafür erst noch die Betreuungskosten in der Steuerrechnung abziehen darf.» Den Eltern, die ihre Kinder zu Wombat bringen, sei bei allen unterschiedlichen Arrangements eines gemein, betont Nadja Pieren: «Sie wollen im Berufsleben bleiben, aber sie wollen auch etwas von ihren Kindern haben.» Für das Kind sei es am besten, wenn die Mutter (oder auch der Teilzeit arbeitende Vater) am Morgen beim Abschied sagen kann: «Geniess deinen Tag, ich geniessere meinen auch.»

Aber eben: Der Staat soll diese Lebensform nicht fordern – oder auch nur fördern, indem er andere Lebensformen wie das traditionelle Modell benachteiligt. Auf ihrer Tour de Suisse musste sich die Kampagnenleiterin immer gegen den Vorwurf verteidigen, es sei ein Unsinn, Familien einen Steuerabzug zu gewähren, wenn sie gar keine Kosten für die Fremdbetreuung hätten. Wie sie vorrechnet, bekommen die Eltern, die ihre Kinder in die Krippe bringen, nicht nur den Steuerabzug für ihre Unkosten, sondern sogar eine Subvention. Bei Wombat in Bremgarten zahlen die Kunden zwar die Vollkosten: 2500 Franken pro Kind bei einem (theoretischen) 100-Prozent-Pensum. In den städtischen Krippen in Bern aber steigt der Tarif nicht über 2075 Franken, zu entrichten ist dieser Höchstwert erst bei einem Haushaltseinkommen von über 153 000 Franken. Das heisst: Eine Familie mit



«Die Mutter lässt sich nicht ersetzen»: Politikerin Pieren.

einem steuerbaren Einkommen von 80 000 Franken erhält für den Krippenplatz eine Subvention von 20 000 Franken – und kann erst noch bei der Bundessteuer 10 100 Franken und bei der Kantonssteuer 3100 Franken abziehen. «Jene, die ihre Kinderbetreuung eigenverantwortlich organisieren», stellt die Krippenunternehmerin fest, «werden bestraft.»

Also doch ein Hang zu den Zeiten von Gotthelf? Bei Nadja Pieren ist auch die Lieblingslektüre kein Klischee, sondern Lebenserfahrung. Der Grossvater wohnte in Lützelflüh, und wenn sie mit ihm zum Grab der frühverstorbenen Grossmutter ging, musste sie «dem

dort beerdigten Gotthelf über die Füße laufen». Was der wortmächtige Pfarrer von Lützelflüh schrieb, gelte noch heute, gerade auch das Vorwort zu ihrem Lieblingsbuch, dem kämpferischen Alterswerk «Zeitgeist und Berner Geist» von 1851, in dem Gotthelf dagegen wetterte, dass sich die Politik «in alle Lebensverhältnisse aller Stände drängt» und «das Heiligthum der Familien verwüstet».

Die Politik soll nicht in die Familien eingreifen, meint auch die SVP-Nationalrätin. Und die Krippenunternehmerin weiss: «Die Fremdbetreuung der Kinder kann die Familien nur ergänzen – nicht ersetzen.» ○

Bordelle: Mehr Gelassenheit bitte

Ist Prostitution grundsätzlich Gewalt von Männern an Frauen, wie die Feministin Alice Schwarzer letzte Woche in der *Weltwoche* ausführte? Natürlich nicht. *Eine Entgegnung von Markus Theunert*

Anfang September hat das Schweizer Parlament verboten, sexuelle Dienstleistungen Minderjähriger in Anspruch zu nehmen. Das war bisher legal. Dass es verboten wird, ist zweifellos korrekt. Minderjährige verdienen besonderen Schutz.

Männer.ch hat sich dazu in einem Mediencommuniqué geäußert. Darin wagten wir es, Bedenken zu formulieren: «Auch Freier haben Anspruch auf Schutz – insbesondere den Schutz vor Fehlinformation. Denn allein die Anklage eines Freiers wegen unerlaubter sexueller Handlungen mit Minderjährigen kann Existenzen und Familien ruinieren.»

Die Forderung nach einer Definition der Sorgfaltspflicht von Freiern mündete in einen Shitstorm, dessen Epizentrum meine Mailbox war. Tenor: Menschenrechte gelten nicht für Schweine – und einen «Konsumentenschutz für Freier» braucht es zuletzt, weil sich jedes Schutzrecht verspielt, wer «Frauen kauft».

Die meisten Zuschriften stammen von Frauen der Generation Schwarzer. Auch die Denkfiguren gleichen sich: Prostitution ist patriarchale Gewalt. Wie die Sklaverei heute wird sie morgen geächtet sein. Prostituierte sind nicht Dienstleisterinnen, sondern Opfer – und Freier nicht Konsumenten, sondern Komplizen und Täter. Sie suchen auch nicht Sex, sondern Dominanz über das «Objekt Frau». Und zwar nicht von Fall zu Fall, sondern immer, jeder und aus Prinzip. Denkfiguren dieser Strickart nennt man auch ideologisch.

Dies ist kein Plädoyer für die Prostitution. Es ist ein Plädoyer für mehr Nüchternheit und Augenmass, ein Versuch auch, aufzuzeigen, wie die Verbotskeule selbst Teil des (Wahrnehmungs-)Problems ist, das zu lösen sie vorgibt.

Jedermann tut es

Zuerst die schlechte Nachricht für all jene Frauen, deren Männer ganz bestimmt nie in ein Bordell gehen: Mehr als drei Milliarden Franken beträgt gemäss Angaben des Bundesamts für Polizei der Umsatz mit sexuellen Dienstleistungen. Das heisst: Rund tausend Franken gibt jeder erwachsene Mann für Sex aus. Jährlich. Weil Prostitutionsbesuche wie Einkommen und Vermögen ungleich verteilt sein dürften, lässt sich daraus noch nicht ableiten, wie viele Männer (im Rahmen eines befristeten Auftragsverhältnisses) für Sex bezahlen. Die Datenlage ist dürr. Grob gilt der Rahmen: Vier von fünf haben es schon einmal im Leben getan, einer von fünf tut es dauerhaft. Raten sie doch an der nächsten langweiligen Bespre-

chung oder Familienfeier einmal, wer alles dazu gehört. Es könnte jeder sein. (Die Jedermann-Hypothese ist denn auch eine der wenigen gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnisse zum Thema: Freier sind über Altersklassen, Familienstand, Bildungsniveau und verschiedenste Tätigkeits-, Berufs- und Einkommensgruppen hinaus schön verteilt.) Nun gut, nicht jede Wirklichkeit ist wünschbar. Aber die Zahlen legen doch nahe: Freiertum zu kriminalisieren, ist eine aufwendige Aufgabe. Sie zu rechtfertigen, erforderte mehr als die Unerschrockenheit – oder Unverfrorenheit –, die Lebensrealitäten vieler, sehr vieler Menschen verändern zu wollen. Betrachten wir die Denkfiguren der Verbotsbefürworterinnen, finden wir vor allem die Bereitschaft, ein hochkomplexes Phänomen auf einfache Schwarz-Weiss-Muster zu reduzieren.

«Frauen schützen, Profiteure bestrafen»: Das ist die Formel von Alice Schwarzer. Oder anders gesagt: «Prostitution = *white slavery*». Der Subtext bleibt der gleiche: Prostituierte sind wehrlose Opfer. Immer und unter allen Umständen. Es geht nicht um die Frage, unter welchen Umständen welche Frauen wie sehr

Freier sind ganz normale Männer, und ja, auch Menschen.

zu Opfern werden. Und schon gar nicht darum, ob und wie viele Prostituierte selbst einen subjektiven oder objektiven Profit – Geld, Macht, Bestätigung – aus ihrer Tätigkeit ziehen. Makrosoziale Ungleichheiten reichen, um ihre Folgen abschliessend als mikrosoziale Unterdrückung zu qualifizieren. Der Mann, der Geld zahlen muss, um sich im Latexanzug auspeitschen zu lassen: Das ist der Täter. Seine Domina: Das ist das Opfer.

Ich will nicht bestreiten, dass es Zwang und Ausbeutung im Prostitutionsgewerbe gibt. Aber eben nicht nur. Wer pauschalisiert, der ideologisiert. Das ist weder hilfreich noch sachgerecht. Prostituierte sind nicht nur Opfer, sondern *auch* Opfer. Jenseits aller Verantwortungsfragen bleibt ein Rest von Gestaltungschancen: Auch die geschundenste aller Nutten ist ein handelndes Subjekt. Wer das Opfer-Apriori voranstellt, gaukelt noble Philanthropie vor, haut aber mit der Macht des Mitleids in die Kerbe von Abwertung und Stigmatisierung. Prostituierte sind Sklavinnen? Nein, Prostituierte sind Frauen, die das tun,

was viele Menschen im Spätkapitalismus tun: einen Job ausführen, der für andere ein Scheissjob ist, den sie selbst nie machen würden. Ein Job, der vielleicht krank macht, aber trotzdem gesellschaftlich notwendig ist. Ja, das ist zynisch. Aber die Alternative heisst Willkür. Oder warum soll die thailändische Wanderprostituierte mehr Anspruch auf Schutz haben als der chinesische Wanderarbeiter? Warum soll die sexuelle Integrität etwas fundamental Schützenswerteres sein als die körperliche und seelische Integrität? Wer Prostituierte schützen will, ohne gleichzeitig die Prostitutionslogik unseres ganzen Wirtschaftssystems anzuprangern, wirkt mit an der Abwertung jener Menschen, welche diese Profession ausüben – und ist damit eben Teil des Problems, das er oder sie zu lösen vorgibt.

Sex oder Macht

Es gehe den Freiern gar nicht um Sex, sondern um Macht und Unterwerfung, sagt Frau Schwarzer. Das ist die zweite Denkfigur, die unzulässig pauschalisiert. Nicht dass sie völlig falsch liegt. Es gibt etliche Motivationen von Freiern. Sicher gehört dazu auch das Machterleben, mit einem Griff in die eigene Brieftasche die Berechtigung zu erhalten, einer wildfremden Frau in den Schritt zu fassen. Vielleicht ist das zuweilen mit Herablassung und Entwertung verbunden. Aber mit Verlaub: Es geht auch um Fragen der Macht, doch nicht nur! Neben der Karikatur des Chauvi-Freiers gibt es Freier, die menschliche Nähe, ein Gespräch oder eine warme Insel suchen. Andere, die im Milieu den Duft des Verruchten schnuppern wollen. Neugierige, die wissen möchten, wie sich andere Körper anfühlen. Und trotz aller Verschiedenheit geht es ihnen allen auch um Sex – nicht als Mittel zum Zweck des Machterlebens, sondern zum Zweck der konkreten sexuellen Entlastung oder Erfüllung.

In der Prostitution habe die Frau per se den Status eines Objekts, sagt Frau Schwarzer. Das klingt gut, wird aber weder den Freiern noch der Eigenheit sexueller Begegnung gerecht. Freier sind doch keine gespaltenen Persönlichkeiten, die des Nachts die Maske der wohlständigen Familienväter fallenlassen und sich in Fickmonster verwandeln. Freier sind ganz normale Männer, und ja, auch Menschen. Mit vielen, oft widersprüchlichen Bedürfnissen. Mit vielen, mehr oder weniger selbstbildverträglichen Persönlichkeitsanteilen. Mit lebendigem Interesse, anständig und respektvoll



Plädoyer für mehr Nüchternheit und Augenmass.

die komplexe Aufgabe «Leben» zu lösen. Dazu gehören menschliche Begegnungen zwischen Bedürftigen. Auch wenn sie im Bordell stattfinden.

Doch selbst wenn das Pauschalurteil «die Frau wird in der Prostitution zum Objekt» zutreffen sollte, wäre Gelassenheit am Platz. Denn das Wesen der sexuellen Anziehung begrenzt prickelnden Eros nun mal nicht auf die Herzgegend, und guter Sex ist nicht zwingender, den man im Tantra-Seminar zu erspüren gelernt hat. Die Abwertung der nackten Lust auf Fleisch entpuppt sich so sehr viel weniger als emanzipatorisch denn als normativ und begrenzend. Mit ihr meldet sich die alte Phallus-Phobie des frühen Feminismus zurück. Und damit die Frage, inwiefern dieses Erbe aus den 1970er und 1980er Jahren – die Entwertung und Kriminalisierung von Erektion und Penetration – einen Teil der heutigen Nachfrage nach Prostitution zu verantworten hat. Klar fällt es leichter, mit dem Finger auf die bösen Freier zu zeigen, statt sich der kritischen Aufarbeitung des eigenen Vermächtnisses zu stellen. Die Frage bleibt: Ist spürender Subjektbezug und liebevoller Blümchen-Sex ein kluges Instrument, um Freier im Ehebett zu halten? Oder braucht es nicht vielmehr Männer, die ihre Sexualität auch in jenen Fa-

cetten unverstellt leben, die in Film und Fernsehen züchtig weichgezeichnet werden – und es wagen, dies auch mit der Frau zu tun, die sie lieben? Ich wage die These: Wenn wir die Befreiung des Sexuellen statt die Prostitution fördern wollen, müssen wir niemandem abtrainieren, den Sexpartner einfach mal auch nur ein geiles Objekt zu finden. Im Gegenteil.

Lässt sich das Drogenproblem lösen, wenn statt der Dealer die Junkies im Knast landen? Wer behauptet, es gebe «ohne Käufer keinen Markt», hat wenig verstanden von der Elastizität von Märkten. Denn auch wenn es ohne Käufer von pinken Plastikbällen wohl tatsächlich keine pinken Plastikbälle mehr gäbe, pflegen unelastische Märkte nicht zu verschwinden, wenn sie verboten werden. Sie werden einfach zu unelastischen Schwarzmärkten. Womit wir beim Plädoyer für mehr Nüchternheit und Augenmass wären.

Neunzig Prozent der Prostituierten sagen gemäss den von Alice Schwarzer zitierten Studien, sie wollten aussteigen? Gut, dann müssen wir fragen, was diese neunzig Prozent brauchen, um den Ausstieg zu schaffen. Auch neunzig Prozent der Schweizer Väter sagen, sie wollten weniger und flexibler arbeiten. Kommt deshalb jemand auf die Idee, die Vollzeitstellung von Vätern zu verbieten? Nein.

Man fragt viel eher, wie hoch der Anteil jener ist, welche die Frage bloss der sozialen Erwünschtheit wegen bejaht haben, und sucht für die anderen nach Hilfestellungen.

Doch was ist mit jenen zehn Prozent der Prostituierten, die nicht aussteigen wollen? Ist es denkbar, dass diese Frauen ihre Dienstleistungen gern und unter für sie passenden Bedingungen erbringen? Ja, offenbar. Und wenn es nur eine von tausend Frauen ist, denen das gelingt: Wollen wir nicht in altväterlicher Manier zu bestimmen beginnen, nach welcher Façon unser Nachbar (oder unsere Nachbarin) zu leben hat, muss das Wie ihrer Arbeitsbedingungen und nicht noch das Ob ihrer Arbeitsberechtigung im Zentrum der Diskussion stehen.

«Faire Prostitution»

Verstehen Sie mich nicht falsch: Menschenhandel ist ein Verbrechen. Aber es gibt auch so etwas wie «faire Prostitution», in der nicht die Frau, sondern eine zeitlich begrenzte, inhaltlich definierte, sozialversicherungsrechtlich abgesicherte und unter hygienischen Bedingungen erbrachte Dienstleistung gekauft wird. Was braucht es für «faire Prostitution»? Was brauchen Prostituierte, um sie anbieten zu können? Was brauchen Freier, damit sie diese nutzen? Das sind die entscheidenden Fragen. Oder ist wirklich anzunehmen, es gäbe in einer geschlechtergerechten Gesellschaft keine Prostitution mehr? Ich halte es für wesentlich wahrscheinlicher, dass es genauso viel Prostitution gäbe und sich bloss die Zahl der Freier und Freierinnen, der Callboys und Dirnen angleichen würde.

Verharmlosung und Ächtung sind die zwei Seiten der gleichen Medaille. Sie beide legitimieren Bevormundung zwecks Vermeidung der unangenehmen Aufgabe, die Problematik in ihrer Tiefe und Komplexität anzuschauen. Ein menschenwürdiger Umgang mit Prostitution kann sich nicht darauf beschränken, Opfer zu verteidigen. Sie muss die Geschlechter- und Machtverhältnisse wirklich genau anschauen. Hier verlangen einige Fragen nach Beantwortung, bevor grossangelegte Umerzweckungsaktionen gestartet werden: Warum gehen Männer überhaupt zu Prostituierten? Warum offenbar mit steigender Tendenz? Was verschafft sich hier Abfuhr? Trieb oder Trauer? Lust oder Leiden? An was oder wem? Wenn wir Symptome wegpfeuschen statt Probleme zu lösen, ist das vielleicht gut fürs Gewissen. Aber schlecht für alle Betroffenen – diesseits und jenseits des Tresens.

Markus Theunert (1973) ist Präsident von Männer.ch, dem Dachverband Schweizer Männer- und Väterorganisationen, und Autor des Buchs «Co-Feminismus: Wie Männer Emanzipation sabotieren – und was Frauen davon haben» (Verlag Hans Huber).

Schrittmacher fürs Gehirn

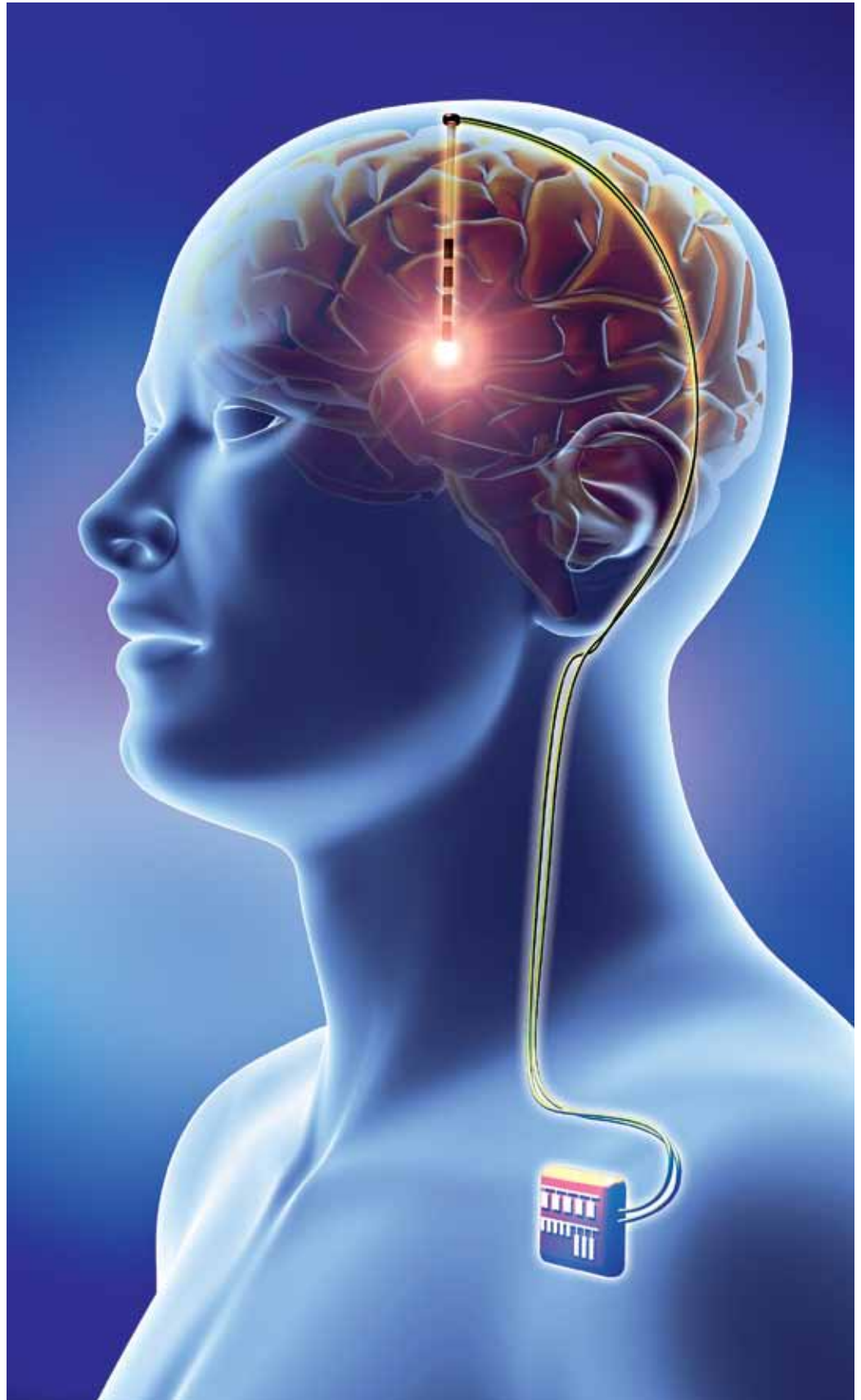
Elektroden im Kopf sorgen dafür, dass Parkinson-Kranke nicht mehr zittern, Depressive glücklich werden und Magersüchtige normal essen. Jetzt wollen Zürcher Forscher das Gehirn von Gelähmten mit Strom stimulieren. Dank den Impulsen sollen diese wieder gehen können. *Von Alex Reichmuth*

Es mutet fantastisch an, könnte aber bald Wirklichkeit werden: Gelähmte Menschen stehen wieder auf und bewegen sich auf ihren Beinen. Möglich werden soll die wundersame Heilung durch Elektroden, die tief in ihrem Kopf platziert sind und durch regelmässigen Stromfluss die Regionen im Hirn anregen, die für Bewegungen zuständig sind. Armin Curt, Paraplegie-Spezialist der Uniklinik Balgrist in Zürich, bestätigt, dass das Paraplegie-Zentrum Balgrist zusammen mit dem Universitätsspital und dem Institut für Hirnwissenschaften einen Versuch vorbereitet, in dem die sogenannte tiefe Hirnstimulation an Querschnittgelähmten getestet werden soll. So etwas wurde weltweit noch nie gemacht.

Einbezogen in die Studie werden Menschen mit einer inkompletten Querschnittlähmung, deren Rückenmark zwar nicht vollständig durchtrennt ist, die aber weder stehen noch gehen können. Die Hoffnung besteht darin, dass elektrische Impulse bestimmte Regionen des Hirns der Paraplegiker so anregen, dass die verbleibenden durchgehenden Fasern des Rückenmarks die Funktion der verletzten Fasern übernehmen. Auf diese Art könnten die Beine wieder bewegt werden.

Gelähmte Ratten können wieder gehen

Die Zuversicht, dass es funktioniert, beruht auf bahnbrechenden Erfolgen von Neurowissenschaftlern bei Tests an Ratten, Erfolgen, die ebenfalls in Zürich erzielt wurden. Lukas Bachmann und Martin Schwab vom Institut für Hirnforschung der Universität Zürich und der ETH schafften es, gelähmte Tiere zum Laufen zu bringen, nachdem sie ihnen zuvor Elektroden ins Hirn gepflanzt hatten. Die Ergebnisse wurden erst vor einigen Tagen publik. Anlass für die Versuche an Ratten seien frühere Versuche von Hirnforschern mit Tieren gewesen, sagt Martin Schwab. Bei diesen habe man gesehen, dass gesunde Hühner und Katzen durch Stimulation in ihrem Hirn gezielt dazu gebracht werden können, sich zu bewegen. «Ab einer gewissen Stromstärke beginnen die Tiere zu gehen. Dreht man mehr auf, gehen sie immer rascher und beginnen schliesslich zu rennen.» Im Experiment von Schwab und Bachmann zeigte sich nun, dass auch gelähmte Ratten dank Strom im Hirn zu laufen beginnen, wenn Elektroden bestimmte Regionen ihres Hirns reizen. «Das funktioniert sogar bei fast vollständig durchtrenntem Rückenmark», so Schwab. Es sei gut möglich, dass auch ge-



Elektrischen Impulse: tiefe Hirnstimulation an Querschnittgelähmten.

lähmte Menschen dank elektrischer Impulse ihre Beine koordiniert bewegen können.

Anlass zur Hoffnung gibt auch die Tatsache, dass die tiefe Hirnstimulation beim Menschen bei anderen Leiden als Querschnittslähmung positiv wirkt und in der Medizin mittlerweile zu den Standardmethoden gehört. Seit den frühen 1990er Jahren wenden Ärzte die elektrische Stimulation bei Patienten an, die an Bewegungsstörungen wie Dystonie oder essentiellen Tremor leiden oder an Parkinson erkrankt sind. Dank des Stroms im Hirn verschwindet das typische Zittern, das oft mit Parkinson einhergeht. Menschen, die wegen solcher Erkrankungen eigentlich bettlägrig sind, können wieder gehen. Auch bei der Entwicklung der tiefen Hirnstimulation war ein Schweizer Forscher massgeblich beteiligt: Der Zürcher Neurologe Jean Siegfried setzte 1976 erstmals Elektroden zur Behandlung von Schmerzpatienten ein.

Im Gegensatz zu anderen Methoden beschränkt man sich bei der tiefen Hirnstimulation nicht darauf, das Gehirn von aussen anzuregen, etwa durch Elektroden auf der Kopfhaut oder durch Magnetspulen. Die Patienten bekommen vielmehr zwei Elektroden, die einige Millimeter breit sind, in tiefsitzende Regionen des Hirns eingesetzt. Dafür ist eine Operation nötig. Zuerst bohren die Ärzte die Schädeldecke auf. Anschliessend suchen die Ärzte die richtige Stelle für die Elektroden, indem sie die motorischen Reaktionen der Patienten auf die Stimulation beobachten. Die Patienten müssen darum während der Operation wach sein. Sind die Elektroden platziert, verbinden die Ärzte diese über Drähte, die unter der Haut verlaufen, mit einem Impulsgeber. Dieses kleine Gerät funktioniert ähnlich wie ein Herzschrittmacher und wird unter dem Schlüsselbein oder in der Bauchgegend eingesetzt.

Mittlerweile gibt es weltweit etwa 100 000 Menschen, deren Gehirn dauerhaft durch eingepflanzte Elektroden stimuliert wird. Einen wesentlichen Anteil der entsprechenden Geräte produziert das amerikanische Medizintechnik-Unternehmen Medtronic in seinen Produktionsstätten im Waadtland. In der Schweiz sind bereits über tausend Patienten mit tiefer Hirnstimulation behandelt worden.

Erinnerungsschübe bei Alzheimer

Elektroden im Kopf nützen aber auch bei ganz anderen Problemen als bei Erkrankungen, die die Beweglichkeit beeinträchtigen. Insbesondere bei psychischen Leiden wie Depression, Anorexie oder Suchterkrankungen scheint der Strom lindernd zu wirken. Im letzten Winter etwa meldeten kanadische Forscher, dass magersüchtige Frauen dank Stimulation wieder essen. Deutsche Ärzte berichteten im letzten Frühling, dass sie sechs von sieben schwer Depressiven, denen sonst nichts half, heilen konnten. Die Ärzte hatten den Strom in eine Zone des Gehirns geleitet, die bisher bei Depressio-

nen noch nie stimuliert worden war. «Wir haben noch nie derart schnell derart gute Effekte bei schwerstdepressiven Menschen gesehen», meinte der Neurochirurg Volker Coenen, der an den Versuchen beteiligt war. Die tiefe Hirnstimulation ist ungleich sanfter als die Elektrokrampftherapie, die seit den 1930er Jahren zur Behandlung von Depressiven eingesetzt wird: Hier löst man mit elektrischem Strom epileptische Anfälle bei narkotisierten Patienten aus.

Die Palette möglicher Anwendungen wird immer breiter. Im Jahrestakt berichten Forscher von neuen Erfolgen mit der Hirnstimulation. 2006 wurde erstmals ein positiver Einfluss bei Bluthochdruck nachgewiesen. 2007 konnten amerikanische Ärzte einen Patienten in komaähnlichem Zustand wieder zum Sprechen bringen. Ein Jahr später lösten kanadische Forscher bei einem Alzheimer-Patienten Erinnerungs-

In fünf bis zehn Jahren könnte die Therapie bereits Standard für Paraplegiker sein.

schübe aus. 2009 gab es aus Grossbritannien Erfolgsmeldungen bei Menschen mit dem Tourette-Syndrom: Die elektrische Reizung führte dazu, dass die nervösen Tics, die diese Krankheit auszeichnen, weniger oft auftraten.

Umgekehrt erzeugt die tiefe Hirnstimulation auch immer wieder auch unerwünschte Effekte. Gemäss der Patientenorganisation Parkinson Schweiz sind Schwierigkeiten beim Sprechvermögen und mit dem verbalen Gedächtnis die häufigsten Nebenwirkungen. Veränderungen der Psyche wie gesteigerter Antrieb oder erhöhte Aggressivität kommen ebenfalls vor. In Einzelfällen führte die Stimulation des Hirns von Parkinson-Kranken gar zu schwerwiegenden Veränderungen der Persönlichkeit. In der wissenschaftlichen Literatur lassen sich unheimlich anmutende Beispiele finden, bei denen die elektrischen Reize zu Verschwendungssucht, zwanghaftem Stehlen oder waghalsigem Fahrstil führten.

Auch eine krankhaft gesteigerte Sexualität gehört zu den möglichen, wenn auch seltenen Nebeneffekten: Ein Architekt zeichnete nach dem Einsetzen der Elektroden statt Häuser nur noch nackte Frauen. Ein anderer Mann belästigte nach der Operation das weibliche Spitalpersonal. Wieder ein anderer entwickelte pädophile Neigungen und wurde Sextourist. Manchmal sind die psychischen Nebenwirkungen so stark, dass die Stimulatoren abgestellt werden müssen. Ein 62-jähriger Patient, der wegen Parkinson stark eingeschränkt war, entwickelte unter dem Einfluss des Stroms eine so gravierende Verschwendungssucht, dass er nur noch die Wahl zwischen stationärer Psychiatrie (mit Stimulation) und Pflegeheim (ohne Stimulation) hatte. Die möglichen psychischen Effekte gleichen zum Teil denen, die Hirnverletzungen

und Hirntumore auslösen können – wie Enthemmung, fehlende Impulskontrolle, Antriebslosigkeit oder Trugwahrnehmungen.

Offenbar ist es bei der Wirkung der Elektroden im Hirn sehr entscheidend, wo diese genau platziert werden. Das zeigt sich zum Teil sogar während der Operation. «Die Patienten werden euphorisch oder depressiv, fangen an zu lachen oder zu weinen, wenn man die Elektroden nicht genau an den richtigen Stellen ansetzt», sagte der Neurochirurg Mohammad Maarouf gegenüber dem *Spiegel*.

Neue Lebensfreude dank Strom

Bei anhaltenden psychischen Veränderungen ist allerdings meist schwierig abzuschätzen, ob diese tatsächlich durch den Strom im Hirn ausgelöst werden. Gerade Medikamente, die von Parkinson-Patienten eingenommen werden müssen, wirken zum Teil ebenfalls stark persönlichkeitsverändernd. Die Betroffenen müssen nach dem Einsetzen der Elektroden oft weniger und andere Medikamente einnehmen – mit Effekten auf ihre Psyche. Zudem verbessert der Strom im Hirn die Beweglichkeit der Patienten oft sehr stark, so dass sie viel neue Lebensfreude gewinnen. Die erhöhte Risikofreude, die manchmal mit der Operation einhergeht, ist darum oft keine direkte Folge der elektrischen Impulse, sondern eine indirekte.

Zu viel Angst vor psychischen Nebeneffekten ist jedenfalls fehl am Platz. Studien zeigen, dass die tiefe Hirnstimulation die Lebensqualität meist deutlich verbessert. «Klare Veränderungen zum Schlechten sind selten, sicher weniger als fünf Prozent», sagt Markus Christen, Neurowissenschaftler am Institut für Biomedizinische Ethik der Universität Zürich. «Zudem hat man mit zunehmender Erfahrung gelernt, präziser zu stimulieren, was unerwünschte Effekte vermindert», so Christen weiter. Kommt es dennoch zu störenden Nebeneffekten, können diese meist durch eine Reduktion der Stromstärke abgeschwächt oder verhindert werden.

Die Zürcher Forscher, die die Wirkung der tiefen Hirnstimulation nun bei Querschnittgelähmten testen wollen, brauchen vor dem Start ihrer Studie noch das Einverständnis der Ethikkommission im Bereich Humanmedizin. Armin Curt von der Klinik Balgrist ist diesbezüglich aber zuversichtlich. «Dank der grossen Erfahrung mit der Hirnstimulation bei krankhaften Bewegungsstörungen rechnen wir mit dem Segen der Kommission», sagt der Paraplegie-Spezialist. Läuft alles wie geplant, können die Versuche in der zweiten Hälfte des nächsten Jahres beginnen. Curt dämpft allzu grosse Erwartungen. Ist die Stromstimulation aber ebenso erfolgreich wie im Tierversuch, könnte die Therapie schon in fünf bis zehn Jahren Standard bei der Behandlung von Paraplegikern sein. ○

Jetzt ist SRF auch noch homophob

Wegen fehlender Frauen ist das Schweizer Fernsehen heftiger Kritik ausgesetzt. Nun werfen einige der prominentesten Kulturschaffenden des Landes dem Sender Schwulenfeindlichkeit vor, darunter Adolf Muschg, Fredi M. Murer und Christian Kracht. *Von Rico Bandle*



Was geschieht, bleibt der Fantasie überlassen: der marokkanische Strassenjunge Aladin.

Die SRG-Verantwortlichen unter Generaldirektor Roger de Weck sind nicht zu beneiden. Da haben sie sich doch immer und nachdrücklich der Weltoffenheit und Toleranz verschrieben, dann wird ihnen zuerst Frauenfeindlichkeit vorgeworfen und nun – noch schwerwiegender – auch noch Homophobie.

In einem offenen Brief protestieren Kulturschaffende gegen eine «Attacke mit homophobem Hintergrund gegen den neuen Film von Simon Bischoff beim Schweizer Fernsehen». Bemerkenswerter als der Inhalt des Briefes ist die Liste der Unterzeichner: Schriftsteller wie Adolf Muschg, Christian Kracht oder Uwe Timm sind ebenso vertreten wie die Filmemacher Fredi M. Murer und Markus Imhoof, der Kunstunternehmer André Heller, die Schauspielerinnen Hanna Schygulla oder die ehemalige Bundesvorsitzende der deutschen Grünen, Claudia Roth. Es dürfte sich um eines der prominentesten Protestschreiben seit langem handeln – umso erstaunlicher ist, dass es bisher nicht an die Öffentlichkeit getragen wurde, obschon es schon fast ein Jahr lang kursiert.

Worum geht es? Das Schweizer Fernsehen hat «Aladin», den neuen Film von Simon Bischoff, koproduziert und ihn mit 70 000 Franken mitfinanziert. Kurz vor der Fertigstellung stieg SRF aus dem Projekt aus, die letzte Finanzierungsrate von 25 000 Franken wurde

nicht mehr bezahlt. Bei dem Film handelt es sich um ein halb dokumentarisches, halb fiktionales Werk über einen marokkanischen Strassenjungen, der einem ausländischen Schriftsteller begegnet. Dieser nimmt ihn bei sich auf, verschafft ihm Arbeit, pflegt zu ihm aber auch ein erotisch angehauchtes Verhältnis. Dank ihm gelingt Aladin der soziale Aufstieg inklusive einer Heirat im reichen Westen.

Mann filmt nackten Jungen

Bischoff ist überzeugt, der Rückzug habe mit dem homoerotischen Anstrich seines Films zu tun. Gemäss dem offenen Brief haben SRF-Redaktoren «gegen gewisse Passagen im Film polemisiert», diese zu «homoerotischen Bildern abgestempelt, mit denen das Publikum allein gelassen würde».

Bei der angesprochenen «Passage» handelt es sich um eine Szene, in der der Schriftsteller, geschätzte fünfzig Jahre alt, den Minderjährigen beim Duschen mit seinem Handy filmt. Ob mehr geschieht, bleibt der Fantasie des Zuschauers überlassen. Der Schriftsteller ist in dem Film nicht als Unhold gezeichnet, er ist der Wohltäter, der dem Jungen zu einem besseren Leben verhilft.

Selbst wenn es nicht Bischoffs Absicht gewesen sein sollte: Eine gewisse Romantisierung

der Pädophilie ist dem Film schwer abzusprechen. Vor dreissig Jahren, als deutsche Grüne noch für die Pädophilie plädierten, wäre dies noch problemlos durchgegangen. Heute ist die Sensibilität diesem Thema gegenüber dermassen hoch, dass man nachvollziehen kann, wenn sich das Schweizer Fernsehen nicht auf eine solche Debatte einlassen will. Natürlich kann man dies kritisieren. Deswegen von Homophobie zu sprechen, ist aber abwegig: Wäre Aladin ein Mädchen, die Reaktion würde genau gleich ausfallen.

Hinzu kommt ein weiteres Problem: Qualitativ ist der Film schlicht nicht würdig, ausgestrahlt zu werden. Wie der Junge seine Geschichte erzählt, ist zwar berührend und dürfte dem entsprechen, was viele Strassenkinder erleben. Auch die Kameraführung überzeugt. Die Szenen, in denen Aladins Ausführungen nachgespielt werden (offensichtlich von Laien), sind allerdings hölzern und klischeehaft – nicht auf einem professionellen Niveau. Das sahen auch die Verantwortlichen der Solothurner Filmtage so, die den mit über 200 000 Franken subventionierten Film (neben den SRF-Beiträgen) 2012 zum Ärger des Regisseurs nicht ins Programm aufnahmen.

Urs Fitze, Bereichsleiter Fiktion bei SRF, sagt, mehrere Faktoren seien für den Rückzug verantwortlich gewesen, am Ende habe man von Bischoff schlicht nicht den Film erhalten, der versprochen gewesen sei. Weshalb unterschreiben anerkannte Kulturschaffende eine solch überzogene Protestnote, in der von einer «Nötigung zu einer völlig unbegründeten, anachronistischen Zensur» die Rede ist? Die *Weltwoche* hat mit drei Unterzeichnenden gesprochen. Alle sagten, sie hätten Bischoff einen Freundschaftsdienst erweisen wollen, ganz wohl sei ihnen dabei nicht gewesen. David Streiff, ehemaliger Direktor des Filmfestivals Locarno, erklärt gar, er sei in diesem speziellen Fall schlicht zu feige gewesen, nein zu sagen.

Der offene Brief sagt weniger aus über die Homophobie bei SRF als über die Empörungskultur unter den Künstlern, wie sie in viel grösserem Ausmass auch bei Protestaktionen gegen die Entlassung Marthalers am Schauspielhaus, gegen den Investor Hans Barlach beim Suhrkamp-Verlag oder auch gegen die SRF-Historienfilme ohne Frauen zu beobachten war. Viele Kulturschaffende neigen dazu, in einer Protestherde mitzurennen, ohne die Hintergründe genau zu kennen: in der vagen Überzeugung, auf der richtigen Seite zu stehen. ○

PLATZ FÜR NEUE IDEEN. IM XF SPORTBRAKE SEIT EINEM JAHR. IN DER WELTWOCHE SEIT 80 JAHREN.

Seit ihrer Gründung 1933 bietet die WELTWOCHE jede Woche Raum für kontroverse Ideen und unkonventionelle Meinungen. Ganz im Sinne des neuen JAGUAR XF Sportbrake, der mit bis zu 1'675 Litern Ladevolumen Platz für Ihren individuellen Lifestyle macht. Wir gratulieren der WELTWOCHE zum Jubiläum und freuen uns auf die nächsten 80 bewegenden Jahre.

JAGUAR.CH



JaguarSchweiz



JAGUAR

JAGUAR XF Sportbrake 2.2-L-Diesel, 5-Türer, 2WD, 200 PS/147 kW, CHF 63'400.-, Gesamtverbrauch 5.2 l/100 km (Benzinäquivalent 5.824 l), Ø CO₂-Emission 139 g/km (Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz 153 g/km), Effizienzklasse A. JAGUAR Free Service: 3 Jahre kostenlose Wartung ohne Kilometerbegrenzung, inklusive Flüssigkeiten.



Russisches Staatsballett

Schwanensee-Tickets zu gewinnen

«Schwanensee» gilt als Inbegriff des klassischen Handlungsballetts, und die Auftritte des Russischen Staatsballetts gelten seit Jahrzehnten als Massstab für dessen vollendete Interpretation. Lassen Sie sich diese Sternstunde nicht entgehen.

Auch über ein Jahrhundert nach der Uraufführung 1877 hat das fantasievolle Tanzmärchen zur Musik Tschaikowskys nichts von seinem Reiz verloren. Akrobatisch und tänzerisch auf Weltklasse-Niveau, präsentiert das Ensemble des Russischen Staatsballetts am 24. Januar 2014 im Zürcher Kongresshaus ein Bühnenerlebnis mit unwiderstehlicher Ausdruckskraft.

Unter der Leitung von Wjatscheslaw Gordejew, dem ehemaligen Startänzer und Ex-Direktor des Bolschoi-Theaters, erlangt die Choreografie technische und ästhetische Perfektion. Das stilvolle Dekor und die aufwendig gestalteten Kostüme machen das Ereignis zum kulturellen Höhepunkt.



Weltwoche Spezialangebot

Russisches Staatsballett, «Schwanensee»,
im Kongresshaus Zürich.

Freitag, 24. Januar 2014 um 20 Uhr

**Die Weltwoche
verlost 5 x 2 Tickets!**

Bedingungen:

Ein gültiges Abonnement der Weltwoche ist Voraussetzung für die Teilnahme an der Verlosung. Senden Sie bis am 28. November 2013 eine E-Mail mit Ihrer Adresse und Ihrer Kundennummer an schwanensee@weltwoche.ch.

Weitere Aufführungen:

22. Januar 2014, Musical Theater Basel
23. Januar 2014, Palazzo dei Congressi, Lugano

Offizieller Ticketverkauf:

An allen Vorverkaufsstellen von Ticketcorner,
bei www.actnews.ch oder über Tel. 061 226 90 03

Veranstalter:

www.actnews.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

**Jubiläums-
Verlosung**



In den Ruinen von Brüssel

Martin Schulz, Präsident des Europäischen Parlaments, will Chef der EU-Kommission werden. Eine gute Nachricht – für alle, die der EU Unglück wünschen. *Von Markus Somm*

Vielleicht lässt sich der Zustand der Europäischen Union am besten daran erkennen, wer sich um das hohe Amt des Kommissionspräsidenten bewirbt: War es einst der französische Finanz- und Wirtschaftsminister Jacques Delors, der nach Brüssel strebte, – damals in den achtziger Jahren einer der einflussreichsten Politiker in seinem Land neben dem noch mächtigeren Präsidenten François Mitterrand –, ist es rund dreissig Jahre später Martin Schulz, ehemaliger Bürgermeister von Würselen, einem Kaff im Westen Deutschlands, das niemand kennt.

Oder um es fairer auszudrücken: Heute amtiert Schulz als Präsident des Europäischen Parlaments, also jenes Gremiums, in dem vorwiegend Politiker sitzen, die in ihrer Heimat nie ins nationale Parlament gewählt worden wären. Politisieren in der Rumpelkammer. Vor wenigen Tagen hat die Fraktion der europäischen Sozialisten Schulz zu ihrem Spitzenkandidaten erkoren. Steht es so schlimm um die Europäische Union?

Delors, ein autoritärer Sozialist, ein charismatischer Kardinal der Technokratie, setzte eine Revolution in Gang: Er schuf den Binnenmarkt, schenkte der EU jenes Sendungsbewusstsein, von dem es sich nie mehr erholt hat, und krönte sein Werk mit den entscheidenden Schritten hin zum Euro. Was bleibt Schulz? Er möchte, so äusserte er sich unlängst, mehr «Begeisterung» für Europa auslösen. Ob er dazu imstande ist? In Brüssel herrscht die Krise. Man wandelt in den Ruinen eines grossen Traums.

Auf den ersten Blick wirkt Schulz nicht wie einer, der Begeisterungstürme entfachen könnte. Im Gegenteil. Der gelernte Buchhändler, der das Gymnasium ohne Abitur verlassen hatte, um sich danach in Büchern zu vergraben und als Autodidakt zu perfektionieren, besitzt den Charme eines Sparkassenverwalters auf dem zweiten Bildungsweg. Was man Schulz jedoch attestieren muss: Er ist ein zäher Aufsteiger aus einfachen Verhältnissen, Sohn eines Polizisten, Enkel eines Bergarbeiters, der es sich nicht einfach macht.

Tod und Wiedergeburt

Dem *Spiegel*, dem deutschen Nachrichtenmagazin, erzählte er die Geschichte, dass er sich im Alter von 24 Jahren das Leben nehmen wollte. Einsam, von der Freundin verlassen, weil er dem Alkohol verfallen war und nicht davon loskam, entschloss er sich mitten in der Nacht zum Tod. Nur sein Bruder, ein Arzt,



König in Würselen: SPD-Politiker Schulz.

rettete ihn – und gab ihm Halt. Bald setzte sich Schulz als Politiker durch. Mit 31 Jahren wurde er, der früh der SPD beigetreten war, zum jüngsten Bürgermeister Nordrhein-Westfalens. König in Würselen.

Weil ihm das auf die Dauer offenbar nicht genügte, liess er sich in den neunziger Jahren ins Europa-Parlament wählen – und blieb dort, obwohl die SPD-Führung ihn nach Berlin holen wollte. Schulz, ein Katholik, bekehrte sich zum Glauben an die EU. Wenn er über die EU spricht, hört man die Kirchenglocken läuten.

Im Dritten Reich

Es gibt kaum einen deutschen Politiker, der so häufig mit einem Nazi verglichen wurde. Als Silvio Berlusconi, der damalige italienische Ministerpräsident, dem EU-Parlament einen Besuch abstattete, wurde er von Schulz hart kritisiert, worauf Berlusconi entgegnete: «Herr Schulz, in Italien gibt es einen Produzenten, der einen Film über Nazi-Konzentrationslager dreht. Ich werde Sie für die Rolle des Kapo empfehlen. Sie sind perfekt!»

Bei Gelegenheit hielt Martin Schulz Grossbritannien vor, in Sachen Euro nichts zu sagen zu haben, was von einem britischen Europa-Abgeordneten der UK Independence Party (Ukip) mit dem Zwischenruf (auf Deutsch)

quittiert wurde: «Ein Volk. Ein Reich. Ein Führer.» Auf Anweisung des Parlamentspräsidenten hatte er danach zwar das Plenum zu verlassen. Doch auf Youtube ist die Beleidigung von Schulz auf ewig zu betrachten.

Es muss ihn tief getroffen haben – auch wenn sein Gesicht, das er hinter einem gestutzten Bart und einer unvoreilhaften Brille verbirgt, keinerlei Regung zeigte. Innerlich, so ahnte man, brannte es lichterloh. Hat er das verdient, ausgerechnet er, der routinierte Antifaschist? Sehr häufig nämlich redet Schulz vom deutschen Fall in die Barbarei, um zu erklären, warum es die EU brauche. Auschwitz als Argument für die Harmonisierung der LKW-Gewichtsvorschriften. Und ohne falsche Bescheidenheit stellt sich Schulz, der Nachgeborene (Jahrgang 1955), jeweils in die Reihen des virtuellen Widerstands gegen die Nazis: «Ich hätte in vergleichbarer Lage gegen sie zur Waffe gegriffen!», sagte er.

Es mag an dieser Selbstgerechtigkeit liegen, dass man Schulz gerne als Nazi verhöhnt. Es mag aber auch damit zusammenhängen, dass Schulz wie eine Karikatur des hässlichen Deutschen wirkt, was seine Gegner dazu verführt, sich sogleich überfallen und besetzt zu fühlen: Schulz ist ein intoleranter Gesprächspartner, der rasch persönlich wird, ein Oberlehrer, der alles besser weiss und dies ohne jede Ironie der ganzen Welt mitteilt. Schulz oder die Sintflut.

Am Ende entscheidet Angela Merkel

Ob er je Kommissionspräsident wird, entscheidet am Ende wie so vieles im Europa der Gegenwart Angela Merkel, die deutsche Bundeskanzlerin. Zwar sähe der Lissabon-Vertrag vor, dass neuerdings das Ergebnis der Europawahlen zu «berücksichtigen» ist, wenn sich die europäischen Regierungschefs auf einen neuen Kommissionspräsidenten verständigen. Was auf dem Papier weich formuliert ist, dürfte sich in der Realität als noch unverbindlicher herausstellen. Nie wird Merkel zulassen, dass jemand ohne ihr Plazet eines der höchsten Ämter der EU erringt. Will sie einen Sozialdemokraten? Kann sie dort einen Mann brauchen, der in manchen Ländern Europas ankommt wie ein wiedergeborener wilhelminischer Kolonialbeamter? Deutsch-Südwestafrika in Italien, Togo in Portugal?

Man wird an Merkels Verhalten merken, was sie insgeheim von der EU hält. Wer der EU schaden will, macht Schulz, den Buchhändler aus Würselen, zum Präsidenten der EU-Kommission. ○



Geldgeber aus Saudi-Arabien: Atomraketen in Pakistan.

Der nukleare Handschlag

Sollte der Iran nach einer Atombombe greifen, wird die Region nicht passiv zuschauen. Gerüchte häufen sich, dass Saudi-Arabien einen Atomwaffen-Deal mit Pakistan schliessen könnte.

Von Simon Henderson

«Newsnight» von BBC gilt als eine der einflussreichsten Informationssendungen in Grossbritannien. Letzte Woche sendete sie einen Bericht, laut dem Pakistan dazu bereit sei, Nuklearwaffen an Saudi-Arabien zu liefern. Dies sei eine direkte Reaktion auf das mutmassliche Atomwaffenprogramm des Iran. «Es ist möglich, dass die Saudis in der Lage sind, solche Waffen schneller zu stationieren als die Islamische Republik Iran», schloss der Report, der sich auf Einschätzungen von Nachrichtendiensten berief.

Der Bericht wurde am Abend vor der jüngsten Genfer Verhandlungsrunde zwischen der EU, den USA und dem Iran ausgestrahlt. Die implizite Botschaft lautete: Riad hat einen Plan B für den Fall, dass mit dem Iran ein Abkommen ausgehandelt wird, das den Saudis nicht in den Kram passt. Einige mögen den Bericht mit Skepsis aufgenommen haben, da beide Seiten – Pakistan und Saudi-Arabien – in einer ersten Reaktion einen Atombombenhandel dementierten, doch den Bericht pauschal abzutun, wäre töricht. Die Grundzüge der «Newsnight»-Story zirkulieren unter Beobachtern des Scheichtums seit mehreren Monaten, während die Frustration Riads über Obamas Nahostpolitik stetig gewachsen ist. Zwar stammt die jüngste Information offenbar nicht aus Saudi-Arabien – ein ungenannter

«ranghoher Nato-Entscheidungsträger» wurde als Hauptquelle zitiert. Doch würde ein Transfer von pakistanischen Atomsprengköpfen oder Trägerraketen perfekt in die Kategorie von Aktionen passen, mit denen das Haus Saud Washington die Hölle heissmachen könnte.

Schon lange vor dem sogenannten arabischen Frühling hat König Abdullah die Gefahr eines nuklearen Iran als grösste destabilisierende Kraft in der Region angesehen. Vor mehr als zehn Jahren berichtete der *Guardian* über ein Strategiepapier des Königreichs, das drei Optionen enthält: eigenständig eine nukleare Schlagkraft entwickeln; eine Allianz mit einem existierenden Atomstaat eingehen, der dem Ölstaat Schutz gewähren würde; oder ein regionales Abkommen für einen nuklearfreien Nahen Osten anstreben.

Sprengköpfe «von der Stange»

Im Februar 2012 wurde ein Korrespondent der Londoner *Times* nach Riad einbestellt, wo ihn ein ungenanntes, ranghohes Regierungsmitglied informierte, dass das Königreich «innert Wochen» Atomsprengköpfe beschaffen könnte, sofern der Iran Nuklearwaffen herstellen sollte. Im Falle eines erfolgreichen iranischen Atomtests würde Riad «unmittelbar ein zweigleisiges Nuklearwaffenprogramm starten», wobei

es Sprengköpfe «von der Stange» aus dem Ausland kaufen würde. Gleichzeitig würde das Königreich sein geplantes ziviles Nuklearprogramm mit einer militärischen Komponente aufrüsten.

Vor diesem Hintergrund wird die Regierung von US-Präsident Barack Obama Mühe haben, die jüngsten Berichte als blosse Gerüchte abzutun. Zu den Personen, die «Newsnight» für ihren Bericht interviewt hat, gehört Gary Samore, bis vor kurzem Zar für Massenvernichtungswaffen im Nationalen Sicherheitsrat. Er tat seine Überzeugung kund, dass die Saudis einen Beschluss gefasst haben, «dass sie, in extremis, von Pakistan Nuklearwaffen kaufen würden».

In einer Studiodiskussion unmittelbar nach der Sendung hat Sir William Patey, 2006–2010 Grossbritanniens Botschafter in Riad und zuvor Nahost-Koordinator im Aussenministerium, dem Bericht nicht widersprochen.

Der Schulterchluss zwischen Saudi-Arabien und Pakistan beim Nuklearprogramm reicht weit zurück bis in die frühen 1970er Jahre, als der saudische König Faisal seinen Segen zur Finanzierung der Hauptmoschee in Pakistans Hauptstadt Islamabad gab. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit wurde Riad Mitte der siebziger Jahre auch um Spenden angezapft, um Pakistans Nuklearprogramm

zu finanzieren. Als 1979 die erste Anreicherungsanlage enthüllt wurde, sahen Diplomaten und Journalisten in Islamabad das Königreich Saud als einen der wenigen möglichen Geldgeber für dieses Projekt.

Der Vater des pakistanischen Atomprogramms, A. K. Khan – der später wegen Proliferation von Nukleartechnologie an den Iran, nach Libyen und Nordkorea verurteilt wurde –, erzählte mir, dass er das Königreich mehr als vierzigmal besucht und von einem Halbbruder König Abdullahs die Staatsbürgerschaft angeboten bekommen habe.

Was weiss Washington?

1999 empfing Khan den saudischen Verteidigungsminister Prinz Sultan auf der Urananreicherungsanlage in Kahuta, ausserhalb Islamabads, zusammen mit dem damaligen (und heutigen) pakistanischen Premierminister Nawaz Sharif und Armeechef Pervez Musharraf. Wenige Monate später stürzte Musharraf Premier Sharif und liess ihn nach Saudi-Arabien ins Exil fliehen – wo er ein angenehmeres «Intermezzo» genoss als in einem pakistanischen Gefängnis.

Prinz Sultan sah mehr als die Anreicherungs-zentrifugen von Kahuta: Ihm wurde auch ein Prototyp der pakistanischen Bombe präsentiert. Laut A. K. Khan versuchte Khalid bin Sultan, der Sohn des Verteidigungsministers, den

halbkugelförmigen «Stamper» aufzuheben, der die Initialzündung der Nuklearexplosion kontrolliert, doch er war zu schwer für ihn.

Einige gehen davon aus, dass die US-Geheimdienste in vollständiger Kenntnis über diese Begebenheiten sind, doch Washingtons Wissensstand hinsichtlich der saudischen Militärpläne war nicht immer perfekt. 1988 erhielt das Königreich chinesische CSS-2-Missiles. Zu diesem Zeitpunkt hatte Washington noch nicht realisiert, dass Saudi-Arabien und China zwei Jahre vorher ein Abkommen geschlossen hatten. Die Raketen wurden von einem US-Satelliten aufgespürt, als sie zu Abschussrampen südlich von Riad gebracht wurden, nachdem sie unbemerkt in einem gigantischen Transportflieger auf den Privatflugplatz einer Farm Prinz Sultans gebracht worden waren.

Diese Raketen, ehemals Teil von Chinas Nuklearstreitmacht, waren wohl bereits veraltet. Doch die anfängliche Angst in Washington und anderen westlichen Hauptstädten war, dass sie mit nuklearen Sprengköpfen bestückt seien, obwohl Riad insistierte, sie seien bloss mit konventionellem Sprengstoff geliefert worden. Allerdings passte das Design der Atombombe, welche China 1982 an Pakistan geliefert hatte, perfekt auf eine CSS-2.

Die jüngste Unstimmigkeit zwischen Riad und Washington wurde anlässlich des Staats-

besuchs von Aussenminister John Kerry in Riad letzte Woche angeblich geklärt. Gemäss dem ehemaligen saudischen Geheimdienstchef Prinz Turki al-Faisal, der am 6. November in Washington eine private Gesellschaft empfing, habe man bei der Visite Kerrys «die offensten Worte seit je gewechselt».

Doch alle sanften Worte der Welt mögen Riad nicht zügeln, wenn es davon überzeugt ist, dass der Iran nach Nuklearwaffen greift. Das Beste, was die Obama-Regierung von den Genfer Gesprächen (die nächsten Mittwoch fortgesetzt werden) erhoffen kann: dass es den Iran davon zu überzeugen vermag, Restriktionen an seinem Nuklearprogramm zu akzeptieren. Eine Einstellung des Programms ohne Anwendung von Militärgewalt scheint hingegen zunehmend unwahrscheinlich. Unter diesen Umständen könnten die Saudis bald zur Ansicht gelangen, dass die Jahre der Vorbereitung auf eine eigene nukleare Bewaffnung gutinvestierte Zeit gewesen sind.

Simon Henderson war Korrespondent für die BBC und die *Financial Times*. Heute ist er Direktor am Washington Institute for Near East Policy, zuständig für die Golfregion und Energiepolitik.

Aus dem Amerikanischen von **Urs Gehrig**

© 2013, *Foreign Policy*

BERUFS
MESSE
ZÜRICH

Folgen Sie uns





Praxisnahe Informationen zu Weiterbildung und Karriere

Weiterbildung ist im Trend, und das nicht erst seit gestern. An der Berufsmesse Zürich erhalten Sie am 22. und 23. November 2013 zahlreiche Angebote rund um das Thema berufliche Weiterbildung, Karriere und Umschulung. Verschaffen Sie sich an der Berufsmesse Zürich einen Überblick über die Vielfalt der angebotenen Weiterbildungen. Besuchen Sie auch die Kurzreferate zu Laufbahn, Bewerbung und Jobsuche. www.berufsmessezuerich.ch

Berufsmesse Zürich: 19. bis 23. November 2013 | Treffpunkt Weiterbildung: 22. und 23. November 2013
Messe Zürich | Eintritt kostenlos



Hauptsponsorin

Unterstützt durch



Veranstalter







Längster Kuss der Filmgeschichte: Ingrid Bergman und Cary Grant in «Notorious».

Stil & Kultur

As Time Goes By

Von *Dantele Muscioni*

Sie war eine Jahrhundertkünstlerin, eine Jahrhundertikone. Und wer von ihr geküsst wurde, war geadelt und wusch sich das Gesicht lange nicht. Und wie sie küsste, wenn sie küsst! Und wen sie küsste – und sich von ihnen küssen liess! Man kann mit den Beglückten eine Wallhalla der Filmgötter bestücken. Die Strahlendsten waren es und nur die Besten. Im Film wie im Leben. Dazu-

gezählt auch ihr Ehemann, den sie, samt halbwüchsiger Tochter, Roberto Rossellini wegen verliess. Ingrid Bergman, die kürzlich ihren hundertsten Geburtstag hätte feiern können, kannte 1001 Arten zu küssen. Den französischen Kuss und den florentinischen. Den Seelenkuss, Zungenkuss, Schmerzkuss, Luftkuss, Handkuss. Und auch das Nippen. (Wer weiss von der Romanze mit dem Fotografen Robert Capa?)

1001 Arten zu küssen, und die 1002. erfand die Schauspielerin auf dem Set zu «Notorious» (1946), dem Spionagethriller, den Alfred Hitchcock für sie schrieb. Man hatte eben die erste Zusammenarbeit beendet, «Spellbound», ein grosser Erfolg, und Hitch

war von der Schwedin mit Hamburger Wurzeln hingerissen. Und er hatte nun etwas ganz Besonderes für sie. Verärgert wie er war, da ihn das FBI während der Dreharbeiten beschatten liess. Ein Detail der Handlung hatte den amerikanischen Geheimdienst nervös gemacht, die Tatsache, dass in «Notorious» der Chef des deutschen Geheimdienstes, Sebastian (Claude Rains), in seinem Weinkeller Uranerz lagerte. Hitch stand unter Spionageverdacht, und er rächte sich dafür bei den Zensurbehörden mit einer Waffe, die sprechender war, als es ein militärischer Schlag sein könnte. Er drehte den längsten Kuss der Filmgeschichte! Mit und für und vom Traumpaar aller Schwärmer: Ingrid Bergman und Cary Grant.

Fünfmal länger dauerte dieser Kuss, als offiziell erlaubt war. Wie die beiden Darsteller das anstellten? Sie küsstensich, unterhielten sich, küsstensich wieder, dann unterbrach sie das Telefon, und schon küsste man weiter, knabberte zeitgewinnend an verfügbaren Ohrläppchen, küsste sich auf Wangen, Mund, Mund und wieder die Wangen, endlos dauerte dieser Kuss, atemlos am Ende, Klappe.

Zum 100. Geburtstag erschienen bei Lothar Schirmer, angeregt und herausgegeben von Bergmans Tochter Isabella Rossellini: «Ingrid Bergman, ein Leben in Bildern». 385 Fotos, teils aus dem persönlichen Nachlass, mit einem Vorwort von Liv Ullmann.

«Das Geld war wunderbar»

Der grosse deutsche Schriftsteller Günter Grass erinnert sich, wie es war, als er über Nacht berühmt wurde, und erzählt von seinen Erlebnissen im Krieg. Ausserdem rät der 86-jährige Nobelpreisträger, «in Räumen zu schreiben, in denen das Wasser die Wände herunterfliesst». *Von Malte Herwig und Sven Michaelsen*

Ein Interview mit Günter Grass beginnt auf Anraten seiner Sekretärin im Günter-Grass-Haus in der Lübecker Altstadt. Aus Lautsprechern hört der Besucher die Stimme von Mario Adorf, der Zitate über Grass vorliest, darunter auch Sottisen von Friedrich Dürrenmatt («Der Grass ist mir einfach zu wenig intelligent, um so dicke Bücher zu schreiben») bis zu Karl Lagerfeld («Ich hasse schmutzige Intellektuelle, Günter Grass sollte sich mal Schlips und Kragen zulegen, er würde jünger wirken»). Auf Schautafeln erfährt man, dass ein 1989 entdeckter Asteroid ihm zu Ehren «(11496) Grass» getauft wurde und drei Jahre später eine bis dahin unbekannte Kieselalgenart den Namen «Fragilaria guenter-grassii» bekam.

Das Wohnhaus des Schriftstellers liegt eine halbe Autostunde von Lübeck entfernt am Rande des 391 Einwohner zählenden Dorfes Behlendorf. Der 86-jährige Patriarch – er hat sechs leibliche Kinder von drei Frauen, zwei Ziehkinder und achtzehn Enkel – empfängt in der Bibliothek, neben ihm liegt sein bernsteinfarbener Mischlingshund Minka. Ehefrau Ute Grunert, eine ehemalige Organistin, bringt ihrem Mann Tee und legt ihm eine Handvoll Tabletten hin. Im gläsernen Aschenbecher liegen vier Pfeifen, daneben zwei Dosen mit Tabak und eine Packung Zigarillos.

Wegen seiner labilen Gesundheit gönne er sich nur noch eine Pfeife am Tag, erzählt Grass, der einen Sauerstoffkonzentrator benutzt. Wenn es nicht gerade um seinen ehemaligen Freund Fritz J. Raddatz oder die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* geht, zeigt sich Grass im Interview weniger bitter als in den vergangenen Jahren. Mit einem melancholischen Lächeln sagt er: «Wenn ich früher beim Schreiben das Gefühl hatte, das Leben zu versäumen, bin ich ins Kino gefahren und habe mir schnell einen Western angeschaut. Noch vor dem Abspann bin ich an den Schreibtisch zurückgehastet.»

Bei zwei Themen allerdings schweigt der Literaturnobelpreisträger. Dass er bis 2006 verheimlichte, mit siebzehn Jahren der SS-Division Frundsberg angehört zu haben, will Grass ebenso wenig erörtern wie sein israelkritisches Gedicht «Was gesagt werden muss», das ihm vergangenes Jahr heftige Kritik einbrachte.

Herr Grass, vor fünfzig Jahren erschien Ihr Roman «Hundejahre», von dem Sie sagen, er sei Ihr bedeutendstes Werk. Wie nah, wie fremd ist Ihnen der Günter Grass von damals?

Er ist mir näher als der Autor der «Blechtrommel». Natürlich steht «Hundejahre» im Schatten der «Blechtrommel», aber für mich ist es das wichtigere Buch, weil es mir mehr Schwierigkeiten bereitet hat beim Schreiben und weil es von der Form her gewagter ist als die «Blechtrommel». Manche Bücher sind wie ein Wurf und stehen dann da, und hinterher weiss man gar nicht so recht, wie sie entstanden sind. Bei anderen Büchern war es mühevoller. Beim «Butt» ging meine Ehe auseinander, bei den «Hundejahren» rang ich lange mit dem Erzählentwurf.

Wie oft haben Sie sich beim Schreiben verrannt?

Bis jetzt habe ich kein Buch geschrieben, das nicht aus fünf oder sechs Fassungen entstanden ist. Aber das gehört dazu. Früher habe ich beim Schreiben aufs Publikum geachtet und war gespannt auf die Reaktionen. Aber das hat nachgelassen, weil mir die Reaktion

«Ich komme mir manchmal vor wie aus der Zeit gefallen.»

mittlerweile geläufig ist. Dann habe ich entdeckt, dass das Schönste beim Schreiben das Schreiben ist. Und dazu gehört eben auch dieses Immer-wieder-neu-Ansetzen. Natürlich ist es anstrengend und fordert. Aber es gibt immer wieder diese Momente, in denen eine Satzperiode zu klingen beginnt, zu tragen beginnt. Und das ist durch Arbeit hergestellt.

«Hundejahre» sollte ursprünglich «Kartoffelschalen» heissen. Was brachte Sie auf den endgültigen Titel?

Ich bin mit Hunden aufgewachsen. Es ist etwas Wunderbares, wenn ich aus meinem Studio komme, und da ist jemand und wedelt mit dem Schwanz und freut sich wahnsinnig. Ganz gleich, wie schlecht die Laune ist, sie ist weg dann. Der Hund ist in der Lage, Dinge zu relativieren.

In diesen Tagen erscheint eine 65 Euro teure Prachtausgabe der «Hundejahre», die Sie mit eigenen Radierungen illustriert haben. Reizt Sie das Zeichnen heute mehr als das Schreiben?

Nach meinem letzten Prosabuch «Grimms Wörter» habe ich mich hingesetzt und mich gefragt: «Was machst du jetzt?» Wenn ein Buch abgeschlossen ist, muss ich das Handwerkszeug wechseln. Dann habe ich meine Hände ausgestreckt und geguckt, ob die Finger zittern. Taten sie nicht.

An den Radierungen fällt auf, dass die Figuren einen deformierten Daumen haben.

Ich habe mein Leben lang immer aus unmittelbarer Anschauung gearbeitet. Einer meiner Daumen ist missgestaltet, weil ich mir den mal in der Autotür geklemmt habe. Das ist schon der dritte Nagel jetzt, der nachgewachsen ist.

Wir haben uns in Ihrem Atelier umgesehen. Warum liegt dort eine tote Kröte herum?

Ich habe eine ganze Sammlung von vertrockneten Kröten, die alle eine tänzerische Haltung haben, vielleicht aus dem Todeskampf heraus. Wie in Ekstase sehen sie aus, und das reizt mich zum Zeichnen.

Über Ihr Schreibpult haben Sie Grafiken von Goya gehängt.

Von ihm kann man lernen, nicht dekorativ zu sein, sondern die Dinge in ihrer Brutalität darzustellen.

Sie haben in Lübeck Ihr eigenes Museum. Geht es Ihnen wie Goethe, der im Alter schrieb, er komme sich mehr und mehr «historisch» vor?

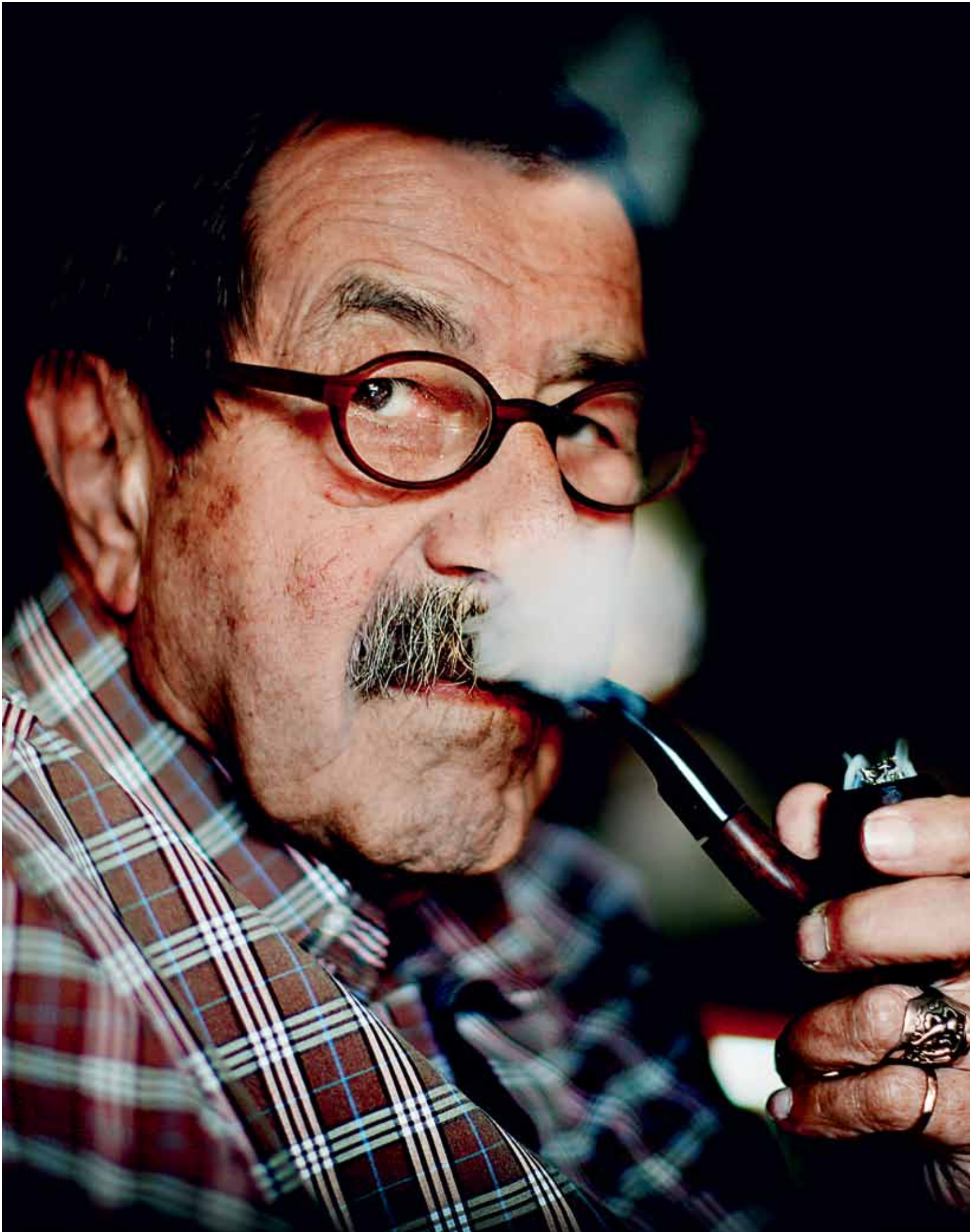
Ich komme mir manchmal vor wie aus der Zeit gefallen. Aber nicht des Ruhmes oder der Gesamtausgaben wegen. Mir wird bewusst, dass die Dinge, die ich für meine Arbeit brauche, altmodisch sind. Ich schreibe alle ersten Fassungen mit der Hand. Für die anschliessenden Arbeitsgänge benutze ich meine alte Olivetti-Reiseschreibmaschine.

Haben Sie mal über den Erwerb eines Computers nachgedacht?

Ich misstrauere Beschleunigungen. Ich bekomme viele Bücher von jungen Autoren unverlangt zugeschickt. Wenn ich die ersten zehn Seiten lese, weiss ich sofort, ob sie mit dem Computer geschrieben sind.

Meinen Sie, man könne am Computer keine grosse Literatur schreiben?

Ich will das nicht verallgemeinern, aber bei vielen Büchern fällt mir auf, dass sie so unentschlossen anfangen. Dieses schnell vertuschte Flickwerk, das mit Hilfe eines Computers möglich ist, halte ich nicht für besonders heilsam für die Literatur. Ein



«Ich bezweifle, dass ich noch mal einen Roman schreiben werde»: Autor Grass.



«Ich hätte nicht gedacht, dass du so alt werden wirst.»: Grass (l.) am Set von «Die Blechtrommel», 1978.

Computer schafft auch Abhängigkeiten, und ich hasse nichts mehr als Abhängigkeiten.

Wie halten Sie es beim Schreiben von Briefen: Hand oder Maschine?

Ich habe kürzlich wieder angefangen, Briefe mit der Hand zu schreiben, und zwar an meine Kinder und Enkelkinder. Meine elfjährige Enkeltochter schreibt mir ab und zu eine Geschichte. Sie will vielleicht Schriftstellerin werden. Vor kurzem nahm sie in der Schule ein paar Gedichte durch, und sie wollte wissen, was ich unter einem Gedicht verstehe. Ich habe das dann erklärt und ein kurzes Gedicht von Ringelnatz zitiert: «Es waren einmal zwei Ameisen». Das hat ihr geholfen, einen Zugang zu finden. Meine Tochter hat mich gelobt: Ich hätte einen «kindgerechten» Brief geschrieben.

Was würde der 36-jährige Autor der «Hundejahre» dem 86-jährigen Günter Grass von heute sagen?

Der würde sagen: «Ich hätte nicht gedacht, dass du so alt werden wirst.» Als ich in diesem sieben Jahre langen Schreibrausch von «Blechtrommel» über «Katz und Maus» bis zu «Hundejahre» steckte, hatte ich irgendwann das Gefühl: Das musst du noch zu Ende bringen und dann sterben. Dann bist du jung und hochbegabt gestorben. 65 war für mich damals schon uralte.

Was kritisieren Sie an dem 36-jährigen Grass?

Ich würde ihm gewisse Manierismen ankreiden. Zum Beispiel ist das Spiel mit Leit- und Mordmotiven in «Hundejahre» an einigen Stellen überzogen. Die Lust und das Vergnügen an gefundenen For-

mulierungen waren damals bei mir ungebrochener als heute.

Die Beschwörungsformel in «Hundejahre» lautet: «Lass uns die Geschichten nie ausgehen.» Haben Sie heute das Gefühl, dass Ihnen die Geschichten ausgegangen sind?

Nein, die Geschichten sind nicht mir ausgegangen, aber ein anderer muss sie erzählen. Ich weiss aus eigener Erfahrung, dass eine epische Strecke auch eine Durststrecke ist. Was das an Kraft bedeutet und an Wahrnehmungsvermögen! Da mein Gesundheitszustand, sagen wir mal: fragil ist – und dafür habe ich einige Beweise –, bezweifle ich, dass ich noch mal einen Roman schreiben werde. Muss auch nicht sein. Ich habe ja wirklich genug geschrieben. Wenn man bedenkt, wie viele Leute froh sind, wenn ich nicht mehr schreibe – mein Gott.

Die «Blechtrommel» war ein Welterfolg. Hat das die Arbeit an «Hundejahre» erschwert?

Als die «Blechtrommel» fertig war, kamen wir aus Paris zurück und zogen nach Berlin. Ich wurde über Nacht berühmt. Aber das hat die Situation für mich nicht grossartig verändert, weil ich sofort wieder im Schreibprozess drin war. Das Schreiben ist so anstrengend, ich muss mich so sehr konzentrieren, dass alles andere einfach weg ist. Aber das Geld war wunderbar. Wir konnten uns eine Mietwohnung mit viereinhalb Zimmern leisten, und ich hatte das Gefühl: Jetzt bist du unabhängig! Ich habe nie in meinem Leben einen Vorschuss von meinem Verleger genommen.

Wie lebten Sie damals?

Unsere Wohnung lag in einem halbzerstörten Haus in Berlin Schmargendorf. Ich hatte

noch das Atelier über uns gemietet, um dort die «Hundejahre» zu schreiben. An die verkohlten Balken habe ich Zettel mit Notizen gepinnt. Es war eine wunderbare Atmosphäre. Wenn der Wind ging, hatte man immer Ziegelsplitt zwischen den Zähnen, von den Trümmern.

1999 wurde Ihnen in Oslo der Literaturnobelpreis überreicht. Was fühlten Sie, als Sie anschliessend im Frack mit Frau und Tochter über das Parkett getanzt sind?

Das war wunderbar, eigentlich war es mit das Schönste. Ich hatte Glück. Es lag ja nicht in meiner Hand, welche Kapelle die königliche Akademie bestellen würde. Die spielten wunderbaren frühen Jazz, Dixieland und Blues – Musik, mit der ich aufgewachsen bin, und wenn ich diese Musik heute höre, geht es mir sofort wieder in die Beine.

Ihr Kollege Peter Handke sagt, Hotels sollten entweder fünf Sterne haben oder gar keine. Wie reist ein Nobelpreisträger?

Nachdem ich den Nobelpreis bekommen hatte, buchten die Leute fast immer eine Suite für mich, wenn ich zu einer Lesung eingeladen wurde. Das war denen auch nicht auszureden. Dann kam ich spätnachts von der Lesung zurück, haute mich ins Bett, und wenn ich morgens um drei Uhr aufwachte und pinkeln wollte, fand ich die Toilette nicht. Ich habe mich in der Suite verirrt.

Der Publizist Fritz J. Raddatz, viele Jahre ein enger Freund von Ihnen, schreibt in seinen Tagebüchern, Sie seien nach der Verleihung des Nobelpreises in eine tiefe Depression gefallen. Wie erklären Sie das?

Das ist Quatsch, völliger Unfug.

Warum erfindet Raddatz so etwas?

Das ist eine Frage, die ich mir nicht mehr stelle. Ich habe eine Welle von Hass und Abneigung erlebt – warum soll ich mir den Kopf darüber zerbrechen? Was mich verletzt, ist dieser Mangel an Respekt vor geleisteter Arbeit. Zum Beispiel die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Ich kann ja machen, was ich will, es wird inhaltlich überhaupt nicht darauf eingegangen, sondern irgendeine alte Geschichte ausgegraben.

Das geht Schriftstellern wie Handke und Martin Walser nicht anders.

Ich behaupte ja auch nicht, dass ich das einzige Freiwild bin, das noch herumläuft.

Viele ehemals engagierte Schriftsteller werden im Alter meinungsmüde. Sie auch?

Ich würde es nicht meinungsmüde nennen. Ich stelle natürlich fest, dass der nach dem Krieg mühsam gewachsene Verfassungspatriotismus heute nicht mehr zählt. Angesichts klar erkennbarer Missstände und Abbruchtendenzen im gesamten Staatsgefüge herrscht ein Schweigen, ein Sich-bedeckthalten, ein Versagen des Journalismus gegenüber diesen Missständen, eine Abhängig-

keit der Politik vom Lobbyismus. Die Position des Verfassungspatrioten wird heute nur noch mit einem Achselzucken wahrgenommen. Da fragt man sich natürlich, ob es noch einen Sinn hat, den Mund aufzumachen. Ich tue es trotzdem gelegentlich.

Bei der letzten Bundestagswahl haben Sie, anders als früher, keinen Wahlkampf für die SPD gemacht. Weil Peer Steinbrück kein Charismatiker wie Willy Brandt ist?

Man kann den nach dem Krieg geborenen Politikern nicht vorwerfen, dass sie keine gebrochenen Existenzen sind mit Biografien wie Brandt oder Wehner. Oder auch Strauss, um die Gegenseite zu nennen.

Muss man als Autor eine gebrochene Existenz sein, um Literatur von Rang zu schreiben?

Es ist natürlich für einen Autor ein Kapital, wenn er als Kind oder auch später Dinge erlebt hat, die stark genug sind, ihn von seiner Ich-Befindlichkeit abzulenken. Ein Thema, an dem er sich aufreiben kann. Es hilft auf jeden Fall, gegen einen Widerstand anschreiben zu müssen. Es gibt eine ganze Reihe jüngerer Autoren, die in der Türkei oder im Irak geboren, aber hier aufgewachsen sind. Die schreiben wunderbare Bücher und sind eine grosse Bereicherung der deutschsprachigen Literatur.

Muss man als Altersgenosse die Neuerscheinungen von Walser und Enzensberger lesen?

Muss man nicht. Aber gerade, als Sie kamen, las ich Enzensberger. Sehr amüsant. Auch ein bisschen unverbindlich – was zu ihm gehört. Das ist der Gegensatz zwischen uns.

Der ehemalige Buchenwald-Häftling Imre Kertész, Literaturnobelpreisträger wie Sie, meint, der Urgrund für grosse

Kunstwerke seien zwei Empfindungen: Scham und Angst. Richtig?

Auf ihn trifft das sicherlich zu. Ich habe andere Arten von Belastungen: Verfehlungen als Jugendlicher, wo ich eigentlich die Augen hätte aufmachen und erkennen müssen, was dieses und jenes Unrecht zur Folge hatte. Dann gibt es bei mir natürlich eine Triebkraft, die ich mit einem Schriftsteller wie Salman Rushdie teile, dessen Herkunft nicht unterschiedlicher sein könnte zu meiner. Für uns beide ist Verlust eine grosse Antriebskraft. Bei ihm der Verlust von Bombay und bei mir der Verlust von Danzig. Uns treibt das vermessene Bemühen, etwas endgültig Verlorenes mit dem Mittel der Literatur, also mit etwas sehr Zerbrechlichem, wieder entstehen zu lassen.

Eine Lebensregel besagt, dass der Unglaube an den Tod proportional zu seinem Herannahen wächst. Können Sie das bestätigen?

Ich habe den Tod sehr früh erlebt, mit siebzehn Jahren, in der relativ kurzen Zeit, in der ich Frontberührung hatte. Ich habe gesehen, wie nach ein paar Minuten Beschuss eine Vielzahl von Gleichaltrigen nur noch in Fetzen herumhingen in den Bäumen. Seitdem weiss ich, dass ich zufällig lebe. Das Weiterleben ist wie ein unverdientes Geschenk. Da wurde im Alter von siebzehn Jahren das Leben von Jungs abgebrochen, mit denen ich vorher noch dumme, säuische Witze gerissen und über Mädchen geredet hatte. Wir waren ja alle in der Pubertät, das darf man nicht vergessen, und dann war da auf einmal nur noch ein Fleischklumpen übrig.

Wie haben diese Erfahrungen Ihr Schreiben geprägt?

Diese Jungen sind nie dazu gekommen, ihr Leben zu leben. Das habe ich nie vergessen

und gespürt, dass ich beim Schreiben auch diese ungeliebten Leben miterzählen muss. Der Schriftsteller darf nie auf Seiten des Siegers stehen. Ein Buch wie «Mein Jahrhundert» habe ich aus der Sicht von Menschen geschrieben, denen Geschichte widerfahren ist, die sie zu Tätern, zu Opfern oder zu beidem gemacht hat.

Haben Sie Angst vor dem Tod?

Nein, nicht vor dem Tod. Aber in frühen Jahren hatte ich Angst, nicht fertig mit meinem Schreiben zu werden. Nachdem ich 1958 den Preis der Gruppe 47 bekommen hatte, bot man mir an, ein Vierteljahr mit einem Stipendium in die USA zu gehen. Voraussetzung für die Amerikaner war eine ärztliche Untersuchung. Der Arzt stellte bei mir Tuberkulose fest.

Wie haben Sie die bekommen?

Ich hatte die «Blechtrommel» in Paris weitgehend in einem Raum geschrieben, der so feucht war, dass das Wasser die Wände herunterfloss. Aber das war gut für die Fantasie, das war ungeheuerlich! Obgleich es für die Gesundheit nicht zuträglich ist, kann man eigentlich nur jedem raten, in Räumen zu schreiben, in denen das Wasser die Wände herunterfliesst.

Sie haben nach dem Zweiten Weltkrieg als Steinmetz gearbeitet und Grabsteine gemacht. Haben Sie vor, Ihren eigenen Grabstein zu meisseln?

Nein, habe ich nicht vor.

Was soll auf Ihrem Grabstein stehen?

Mein Name. Mehr nicht.

Günter Grass: Hundejahre. Illustrierte Jubiläumsausgabe. Steidl. 780 S., Fr. 80.10

Exklusiv für *Weltwoche*-Leser: Die Zusammenfassungen der Grass-Romane «Die Blechtrommel» und «Ein weites Feld». Diese Woche kostenlos auf www.getabstract.com/weltwoche.

Wir setzen auf den Schwung der Schweizer.

Volg ist im Dorf daheim – nun auch in der Westschweiz. Seit Jahrzehnten halten wir die Schweizer Fahne hoch und pflegen mit Schwung typisch schweizerische Werte. Mit ein Grund, warum immer mehr Kunden auf Volg setzen.

Volg. Im Dorf daheim.



Volg
frisch und fründlich

Bestseller

Belletristik

- 1 (5) **Henning Mankell**: Mord im Herbst
(Zsolnay)
- 2 (1) **Khaled Hosseini**: Traumsammler (S. Fischer)
- 3 (-) **Elizabeth George**: Nur eine böse Tat
(Goldmann)
- 4 (-) **Jo Nesbø**: Koma (Ullstein)
- 5 (2) **Jens Steiner**: Carambole (Dörlemann)
- 6 (-) **Blanca Imboden**: Drei Frauen im Schnee
(Wörterseh)
- 7 (4) **Cecelia Ahern**: Die Liebe ... (Fischer Krüger)
- 8 (3) **Jussi Adler-Olsen**: Erwartung –
Der Marco-Effekt (DTV)
- 9 (7) **Joël Dicker**: Die Wahrheit über den Fall
Harry Quebert (Piper)
- 10 (-) **Alex Capus**: Der Fälscher, ... (Hanser)

Sachbücher

- 1 (-) **Verena Wermuth**: Wiedersehen
mit Scheich Khalid (Weltbild)
- 2 (1) **Christiane V. Felscherinow**,
Sonja Vukovic: Christiane F. ... (Levante)
- 3 (2) **Guinness World Records**: 2014
(Bibliographisches Institut)
- 4 (3) **Malala Yousafzai**, **Christina Lamb**:
Ich bin Malala (Drömer/Knaur)
- 5 (10) **Bronnie Ware**: 5 Dinge, die Sterbende
am meisten bereuen (Arkana)
- 6 (5) **Mary C. Neal**:
Einmal Himmel und zurück (Allegria)
- 7 (9) **Thomas Jaenisch**, **Felix Rohland**:
Myboshi 3.0 (Frech)
- 8 (4) **Alain Sutter**:
Stressfrei glücklich sein (Giger)
- 9 (-) **Christopher Clark**:
Die Schlafwandler (DVA)
- 10 (8) **Pascal Voggenhuber**:
Kinder in der geistigen Welt (Giger)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Mediacontrol

Apropos: Cyrus und Wermuth

Mit seiner wirkungsstarken Guerillapolitik findet alt Jungsozialist Cédric Wermuth selbst bei Gegnern Anerkennung. Neuerdings dient der Politiker auch internationalen Popsternen zum Vorbild. US-Sängerin Miley Cyrus zündete sich letztes Wochenende bei der Verleihung der MTV Europe Music Awards in Amsterdam auf der Bühne einen Joint an – was prompt weltweit für Schlagzeilen sorgte. Wir erinnern uns: 2008 rauchte Wermuth am Rednerpult der SP-Delegiertenversammlung einen Joint – und wurde damit landesweit bekannt. Nun gut, Cyrus hat wahrscheinlich noch nie etwas von Wermuth gehört, die Aktion zeigt aber: Provokation funktioniert in der Politik und im Showbusiness genau gleich. (rb)

Literatur

Das Gekreisch der Welt

James Carlos Blake macht Tabula rasa mit dem Western-Mythos.
«Das Böse im Blut» ist eine Höllen-Odyssee.
Von Wolfram Knorr

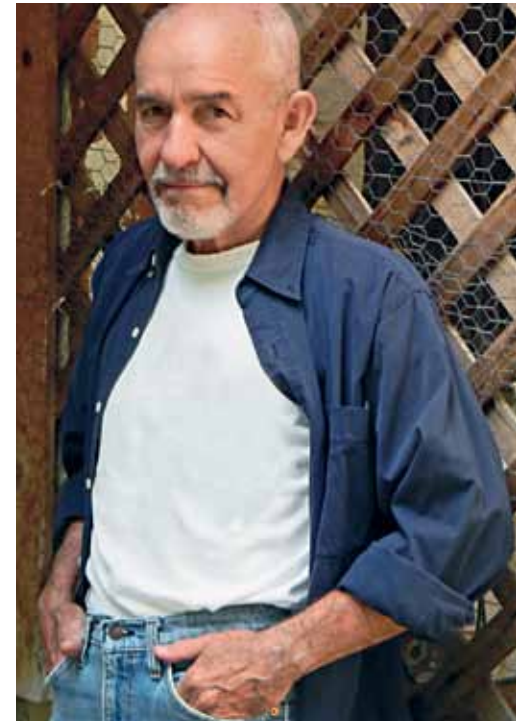
Der Western ist ein zähes Märchen. Selbst die kritische Neubewertung unter dem Einfluss des Vietnamkriegs klammerte sich als «Spätwestern» verzweifelt an eine Balance zwischen Realismus und Romantik, Traum und Wirklichkeit, Legende und Wahrheit. Das Klischee einer glorreichen Entstehung der amerikanischen Nation musste, trotz ein wenig Schmutz, erhalten bleiben. Ende der neunziger Jahre zerstörte der in Mexiko geborene US-Schriftsteller James Carlos Blake mit seinem monströsen Gewaltepos «In the Rogue Blood» dieses Bild, vertrieb den Western aus dem ideologischen Paradies, machte Tabula rasa damit, schabte die letzten Romantik- und Legendenreste aus dem amerikanischen Traum, bis ein Inferno wie der unterste Kreis von Dantes Hölle übrigblieb. Und dazu berschreibt Blake das düster-funkelnde Schreckenspanorama mit der Sachlichkeit eines Dokumentaristen: Die geschilderten Vorkommnisse sind historisch belegt.

Gier und Mordlust

Der mit zahlreichen Preisen ausgezeichnete Roman, der endlich auch ins Deutsche übersetzt wurde, spielt um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Texas, dem Zankapfel zwischen Mexiko und den USA. Im Mittelpunkt stehen die gerade mal siebzehn- und achtzehnjährigen Brüder Edward und John Little. Sie entfliehen dem feuchten Elend Floridas und machen sich nach Texas, in den goldenen Westen, auf; dort soll es Land im Überfluss geben.

Die Odyssee wird zur Apokalypse, voller Gier, Mordlust, Niedertracht und Verkommenheit. Roh und gefühlsarm, weil sie nichts anderes gelernt haben, prügeln und metzeln sich die Brüder durch ein Sodom und Gomorrha. Bald werden sie zusammengeschlagen und verfolgt und verlieren sich in den Wirren des mexikanisch-amerikanischen Kriegs. John wird gezwungen, in die amerikanische Armee einzutreten und desertiert zur mexikanischen. Edward schliesst sich grausamen Bandoleros an, die alles skalpieren, was ihnen in die Finger kommt, bis Edward von Indianern das Haar vom Kopf gerissen wird. Er «verspürte eine scharfe Linie von Schmerz über seiner Stirn, einen Moment bevor das Dach der Welt selbst weggerissen wurde und sich eine grosse Schwere auf ihn herabsenkte».

Mit roher Schädeldecke begegnet er seinem Bruder John wieder; dem wiederum wurde ein D für Deserteur in die Wange geätzt. Beide



Grausamer Witz: Autor Blake.

sind nicht nur physisch, sondern auch seelisch verbrannt. Aber: «Das Gekreisch der Welt», heisst es mit gnadenloser Unerbittlichkeit, «wollte nicht verstummen.»

Blakes Amerika ist verseucht von anarchischer, sozialdarwinistischer Gier, die Emigranten, die die Neue Welt vereinnahmten, sind voller Gewalttätigkeit. Frontier-Seligkeit und Indianer-Romantik? Ein grausamer Witz. Neu ist der Befund natürlich nicht, aber Blakes scheinbar eiskalter Stil ist von fürchterlicher, dichter Wucht. Mit der Reise der Brüder erweckt der Autor den Anschein als sie seien die ihm wie durch Zufall in den Blick geraten, und nun folgt er denen mit wissenschaftlicher Neugier. Dabei gerät ihm eine Gesellschaft in den Fokus, die Ausbeutung, Genozid und Rassismus aus ökonomischen Überlegungen schürt und praktiziert. Dass Blake historisch verbürgte Ereignisse beschreibt, gibt dem Epos eine beunruhigende Aktualität. Als folge er Dantes Devise «Blick hin und geh vorüber», scheint Blake empathielos. Auf vertrackte Weise erreicht er das Gegenteil. Je schlimmer es wird, desto grösser das Erbarmen mit den Brüdern. Konditioniert auf ein Happy End, hofft man auf ein Erbarmen des Autors. Aber im Namen der historischen Wahrheit verweigert er es.

James Carlos Blake: Das Böse im Blut. Liebeskind.
448 S., Fr. 34.90

Rumäniens Antwort auf Hollywood

Zum 30-Jahr-Jubiläum des Theaterstudios Olten spielt die rumänische Star-Schauspielerin Maia Morgenstern. Exklusiv! Von Daniele Musciconico

Hätte diese Frau nur einen Funken Narzissmus, Journalisten reisten nach Los Angeles, um ein Interview mit ihr zu bekommen. Rote Teppiche rollten sich unter ihr aus, und Golden Globe Awards säumten ihre Vitriolen. Maia Morgenstern hat für Theo Angelopoulos «Der Blick des Odysseus» mit Harvey Keitel gedreht, in Mel Gibsons «Die Passion Christi» war sie die Maria. Die Schauspielerin, Trägerin eines Felix, des europäischen Oscars, ist dringlich wie Meryl Streep und leidenschaftlich wie Charlize Theron. Und sie ist sexy wie, nun, wie keine andere als Maia Morgenstern.

Doch sie ist ein Star wider Willen. Morgenstern liebt ihr Land und ignoriert die Lockrufe des Hochglanz-Zelluloids, denn sie hat eine Mission – und die gilt mitnichten dem eigenen Ego. Das Symbol des rumänischen Theaters und Films kämpft in Bukarest gegen Moden und die Zeit. Die Star-Schauspielerin ist der Überzeugung: «Theater ist das Beste, was Rumänien passieren kann.» Und nicht irgendein Theater. Sondern eines, das sich ihrem Erbe verschreibt, einem Kulturerbe der Menschheit. Morgenstern ist Direktorin des Jüdischen Staatstheaters, eines der letzten europäischen Theater, auf deren Bühnen auf Jiddisch gespielt wird, wenn auch nicht ausschliesslich.

Mike Müllers erster Bühnenauftritt

Jetzt ist Maia Morgenstern Gast in Olten. Exklusiv! Bizarr klingt das, und doch ist es wahr. Die rumänische Ikone, nach der sich in Bukarest auf der Strasse nicht nur Männer umdrehen und die man um Autogramme bittet, kommt zum Jubiläums-Anlass eines 90-plätzigigen Theaters in die Schweiz. Ein Wunder?

Vielleicht ist sogar von zwei Wundern die Rede, wenn man vom Theaterstudio Olten spricht, das dieses Jahr sein dreissigjähriges Bestehen feiert. Denn das Haus ist eine Erfindung des begabtesten Parodisten unseres Landes – nebst Viktor Jacobbo, sei höflich vermerkt, nicht nur, aber auch aus Gründen der Anciennität. Olten ist, wo Mike Müller war. Wahr ist, dass dieser das Theater nicht ganz allein erfunden hat, doch allein gefunden hat er es, wortwörtlich, als ersten Proberaum für eine Jugendtheatergruppe, deren Mitglied er war. Müller stand im Theaterstudio zum ersten Mal auf einer Bühne, und er amtierte sogar mehrere Jahre als dessen künstlerischer Leiter. In seiner Ära als «Multi-Jobber» war das, doch er tritt in Olten auch weiterhin auf, zum Beispiel mit seinem Programm «Truppenbesuch». Immerhin arbeiten dort, zum Teil seit



Ein Wunder? Schauspielerin Morgenstern.

dreissig Jahren und ehrenamtlich, seine «ältesten Freunde». Über das Theaterstudio kam er zum Fernsehen, via Linard Bardill, den man für einen Auftritt verpflichtet hatte und der regelmässig auch im Satiremagazin des Fernsehens DRS, «Übrigens...», spielte. Viktor Jacobbo, auf der Suche nach neuen Talenten für sein «Spätprogramm», erfuhr vom Oltner Wunder – Müllers Bichsel-Parodie war ein Hammer –, die Folgen sind bekannt und inzwischen öffentlich-rechtliches Gemeingut.

Doch nicht Müller, ein anderes ehemaliges Mitglied der nämlichen Jugendtheatergruppe hat Morgenstern, in den neunziger Jahren Angelopoulos' Theaterwunder, via Olten in die Schweiz geholt: Daniel Tröhler, heute Professor für historische Bildungsforschung in Luxemburg. Tröhler lancierte die erste theatralische Schweiz-Rumänien-Connection. Dafür nun will sich Morgenstern mit ihrem Auftritt in Olten bedanken. Sie spielt als Jubiläumspräsent Georg Kreislers Musical «Heute Abend: Lola Blau», das legendäre Stück über das Emigrantenschicksal einer jüdischen Sängerin in Wien im Jahr 1938. Morgenstern spielte es bereits damals in der Schweiz mit rasendem Erfolg, und sie tritt damit bis heute in Bukarest auf. Vor stets ausverkauftem Haus. Und das nun ist kein Wunder, wenn auch wunderbar.

Olten, Theaterstudio, 15. und 16.11, jeweils 20.15 Uhr.

Ein Fest für die Lebenden

Von Peter Rüedi

Gut drei Jahre ist es her, dass Michael Jaeger ein ebenso fulminantes wie stellenweise komplexes Album mit dem Titel «Outdoors» einspielte: mit seiner *working band*, bestehend aus Vincent Membrez am Piano, Luca Sisera am Bass und Norbert Pfammatter an den Drums, und mit zwei Gästen: dem Gitarristen Philipp Schaufelberger und dem Altsaxofonisten Greg Osby. Die Musik profitierte von der Spontaneität der Begegnung. Viel Zeit für Proben mit dem Gast aus den USA gab's damals nicht, und in Jaegers komplexen Versuchsanlagen (z. B. ein Experiment mit asynchron ablaufenden individuellen «Zeituhren», wenn ich mich recht erinnere) kontrastierten improvisatorische Freiräume mit ziemlich strikten Ordnungsprinzipien.

Jetzt ist das Stammquartett auf dem neuen Album mit dem schönen Titel «Dance Around in Your Bones» wieder unter sich, ein fabelhaft eingespieltes homogenes Ensemble, bei dem sich die gegenseitige Vertrautheit eben nicht in Routine äussert, sondern in grösserer Risikobereitschaft; wo am gegenüberliegenden Trapez ein traumsicheres Alter Ego als Fänger schwingt, lässt es sich kühner durch die Zirkuskuppel voltigieren. Wobei: Um Artistik geht es hier weniger als um Eindringlichkeit. Viele Kompositionen Jaegers sind balladenhafte Gebilde, in denen sich die Tendenz zum Hymnischen mit der zum Nachdenklichen kreuzt. Andere folgen dem tänzerischen Voratz, den schon der Titel nahelegt. An einem Tag in Südfrankreich aufgenommen, überrascht die CD durch eine grosse Frische. Und durch eine entspannte Zugänglichkeit, die gar nichts Anbiederndes hat und eher dem Vergnügen an gemeinsamen Erfahrungen entspringt. (Es gibt hier durchaus auch gelegentlich Ausflüge an die Grenzen des Geräuschhaften und ekstatische Ausbrüche.) Jaeger ist in seinem 37. Jahr ein reifer Musiker auf der Höhe seines Könnens, neben dem Tenor auch als stupender Klarinettist. Daran haben seine Partner, Membrez/Sisera/Pfammatter, unschätzbaren Anteil. Wollte man die noch eine «Rhythmusgruppe» nennen, wäre sie zweifellos eine der aufregendsten zurzeit.



Michael Jaeger Kerouac (Vincent Membrez, Luca Sisera, Norbert Pfammatter): Dance Around in Your Bones. Intakt Records CD 219/ 2013

Top 10

Knorr's Liste

1	Gravity	★★★★★
	Regie: Alfonso Cuarón	
2	Prisoners	★★★★★
	Regie: Denis Villeneuve	
3	Rush	★★★★★
	Regie: Ron Howard	
4	The Butler	★★★★☆
	Regie: Lee Daniels	
5	Liberace	★★★★☆
	Regie: Steven Soderbergh	
6	The Fifth Estate	★★★★☆
	Regie: Bill Condon	
7	About Time	★★★★☆
	Regie: Richard Curtis	
8	Mary-Queen of Scots	★★★☆☆
	Regie: Thomas Imbach	
9	Thor 2: The Dark Kingdom	★★★☆☆
	Regie: Alan Taylor	
10	Achtung, fertig, WK!	★★★☆☆
	Regie: Oliver Rihs	

Kinozuschauer

1 (1)	Achtung, fertig, WK!	30 221
	Regie: Oliver Rihs	
2 (2)	Thor 2: The Dark Kingdom	20 303
	Regie: Alan Taylor	
3 (-)	Fack Ju Göhte	18 208
	Regie: Bora Dagtekin	
4 (-)	Don Jon	14 253
	Regie: Joseph Gordon-Levitt	
5 (-)	Exit Marrakech	6 478
	Regie: Caroline Link	
6 (3)	Jackass Bad Granpa	4 990
	Regie: Jeff Tremaine	
7 (4)	Turbo (3-D)	4 844
	Regie: David Soren	
8 (6)	Cloudy with a Chance of Meatballs 2	4 805
	Regie: Cody Cameron	
9 (7)	Prisoners	4 316
	Regie: Denis Villeneuve	
10 (9)	Gravity	3 961
	Regie: Alfonso Cuarón	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Man of Steel (Warner)
2 (-)	Olympus Has Fallen (Ascot Elite)
3 (-)	Taffe Mädels (Fox)
4 (2)	Monsters University (Disney)
5 (4)	Fast & Furious 6 (Universal)
6 (3)	Hangover 3 (Warner)
7 (7)	Iron Man 3 (Impuls)
8 (5)	After Earth (Sony)
9 (6)	The Place Beyond the Pines (Ascot Elite)
10 (8)	Die Croods (Fox)

Quelle: Media Control



Politisch krasse Gegensätze: Captain Phillips (Tom Hanks).

Kino

Im Fegefeuer

2009 wurde das US-Containerschiff «Maersk Alabama» von Somaliern gekapert. «Captain Phillips», die Verfilmung des Dramas, ist furios. Von Wolfram Knorr

Bei einem grauen Tag wird Captain Phillips (Tom Hanks), akkurat wie ein Beamter, von seiner Frau zum Flughafen chauffiert und liebevoll verabschiedet. Im Hafen von Oman angekommen, kontrolliert er sein vollbeladenes Containerschiff «Maersk Alabama» und bespricht mit seiner Führungscrew die Route nach Mombasa, Kenia, die vor Somalia durch heikle Gewässer führt. Nach Hinweisen über Piraten-Aktivitäten lässt er von seiner zwanzigköpfigen unbewaffneten Mannschaft – mit betont professioneller Ruhe – auf hoher See eine Notfallübung durchführen. Mit der routinierten Gelassenheit und Captain Phillips' sonorem, schleppendem Tonfall ist es bald vorbei, als auf dem Radarschirm zwei sich schnell nähernde Objekte wahrgenommen werden – Piratenboote. Von Szene zu Szene zieht das Tempo an, bis der Zuschauer sich emotional fühlt wie die gewaltig aufschäumende Kielwasser-Gischt, die der Wie-viel-Zylinder-auch-immer-Reihen-Dieselmotor im Bauch des Schiffes stampfend produziert.

«Captain Phillips» erzählt die wahre Story eines Mannes, der ins Fegefeuer politisch krasser Gegensätze gerät – zwischen Armut und Reichtum. 2009 wurde, 145 Meilen vor der Ostküste Somalias, das Containerschiff «Maersk Alabama» gekapert und Phillips von vier Piraten als

Geisel genommen. Erst der Auftritt geballter Kraft der Supermacht – US-Zerstörer und Scharfschützen der Navy Seals – konnte Phillips retten. Das Drehbuch von Billy Ray («The Hunger Games») beruht auf Phillips' Buch «Höllentage auf See». So enorm der Suspense, für Regisseur Paul Greengrass («Bloody Sunday») wird die politische Ebene nie zum Alibi. Die Somalis und ihr Anführer Muse (Barkhad Abdi) sind keine Finstermänner, nur arm und verzweifelt. Er sei Fischer, sagt Muse, worauf der Captain ihn fragt, was er denn hier mache. «Weil ihr», antwortet Muse, «unsere Fischgründe kaputtgemacht habt.» Ein andermal erzählt Muse stolz, er habe sechs Millionen Dollar Lösegeld erpresst. Er? Warum er dann hier sei? Er habe Chefs, murmelt der Somalier. Diese Aussagen wirken wie hingeworfen und steigern gerade deshalb die Aggressivität im Konflikt.

Paul Greengrass, der seine Karriere beim britischen Reportage-TV-Magazin «World in Action» begann, mauserte sich zu einer Art Emile Zola des Films. Ähnlich wie der französische Romancier, der in der Übertragung naturwissenschaftlicher Methoden seine naturalistische Erzählweise definierte, arbeitet Greengrass mit dokumentarischen Mitteln und penibel recherchierten Fakten («United 93») – auch wenn es Kritik gab, weil der echte Kapitän in Wirklichkeit alles andere als ein Held gewesen sei. Was

Greengrass gar nicht behauptet. Kameramann Barry Ackroyd («The Hurt Locker») setzte nur Handkameras ein, zugunsten authentischer Wahrhaftigkeit. Im beklemmenden Finale wird der gerettete Captain, nach klaustrophobischer und blutiger Tortur, in die Krankenstation des US-Zerstörers gebracht. Dort befragt und untersucht ihn eine reale Marine-Ärztin im Tonfall eines Roboters, derweil er von Weinkrämpfen geschüttelt wird. Eine Happy-End-Psycho-Pastorale ist das nicht. ★★★★★

Weitere Premieren

La Vénus à la fourrure — Theaterregisseur Thomas (Mathieu Amalric) möchte Leopold von Sacher-Masochs Novelle «Venus im Pelz» aus dem Jahre 1870 dramatisieren und sucht die passende Mimin. Zum Casting meldet sich Vanda (Emmanuelle Seigner), die den Regisseur zunehmend zu beherrschen beginnt, bis er ihr komplett erlegen ist. Nach dem erfolgreichen Broadway-Stück «Venus in Fur» von David Ives adaptierte Roman Polanski, ein Virtuose psychologischer Abgründe («Carnage»), das Stück mit seiner Gattin und einem Amalric, der ihm verteufelt ähnlich sieht. Zufall ist das nicht. Packend. ★★★★★☆



Packend: Polanskis «La Vénus à la fourrure».

Last Vegas — Rentner-Komödien sind der letzte Schrei. Diesmal mit Michael Douglas, Robert De Niro, Morgan Freeman und Kevin Kline, die

den sich als juvenil empfindenden Beau Douglas nach Las Vegas begleiten. Der will dort eine blutjunge Schöne heiraten. Zwischen ein wenig «Hangover» für Betagte und Las-Vegas-Werbung eiern die Senioren aufmüpfig-glücksend herum. Kokett, aber auch spießig. ★★★☆☆



Kokett: Morgan Freeman in «Last Vegas».

The Lunchbox — Ila (Nimrat Kaur) wird von ihrem Mann vernachlässigt und versucht mit leckeren Mahlzeiten, die sie ihm jeden Mittag in einer Lunchbox zukommen lässt, die Beziehung wieder aufzufrischen. Doch der Lieferdienst verwechselt die Adressen. Ila's Lunchbox landet auf dem Schreibtisch des verwitweten Buchhalters Saajan (Irrfan Khan). Und das ändert sich auch die nächste Zeit nicht. Deshalb beginnt Ila der Lunchbox Nachrichten beizulegen, auf die Saajan zu antworten beginnt. Daraus entwickelt sich ein herrlicher Lunchbox-Briefwechsel zweier einsamer Seelen in der indischen Metropole Mumbai. Wie sich die beiden übers Essen näherkommen, obgleich sie sich nie begegnen, ist von hinreissendem Charme und feiner Ironie. Das Debüt von Ritesh Batra, der auch das Drehbuch schrieb, ist ein rundum originelles, tragikomisches und sinnliches Vergnügen. ★★★★★

Escape Plan — Sylvester Stallone, Sicherheitsexperte für Hochsicherheits-Knäste, trifft im Superknast auf Superknallcharge Arnold Schwarzenegger. Holzschnittartig rumkrachender Testosteron-Quatsch. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Immer häufiger fällt mir ein mysteriöses «DI» im Zusammenhang mit Filmen und Videospielen auf. Was hat das Kürzel für eine Bedeutung? M. H., Bern

Das Medium Film war bekanntlich schon immer ein herrlicher Schwindel, und im Zeitalter der Digitalisierung ist es das erst recht. «DI» heisst «Digital Intermediate» und bezeichnet die erwünschte definitive Farbgestaltung. Im Prinzip ist das natürlich uralte (Kolorierung), aber bei den digitalen Eingrif-



fen geht es nicht mehr um simple Einfärbung – wie früher in der Schwarz-Weiss-Ära –, sondern um Stimmung, Atmosphäre, die die Kamera nicht immer (aus verschiedenen Gründen) einfangen kann. In der französischen Gangster-TV-Serie «Braquo» etwa wollte man ein besonders melancholisches, tristes Flair, um an alte Gangsterfilme à la Jean-Pierre Melville anzuknüpfen. Dafür wurde digital eingegriffen, bis das ideale DI gefunden war.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

«Die Schweizer» in vier Minuten

Von Rico Bandle

In der Diskussion um die vier Historienfilme zur Schweiz blieb fast unbemerkt, dass die SRG auch eine Version im Trickfilmformat produzieren liess. In 26 Vier-Minuten-Folgen werden Ereignisse und Mythen aus der Schweizer Geschichte kindgerecht vorgestellt. Die Hälfte der Episoden widmet sich Persönlichkeiten von Wilhelm Tell bis Bertrand Piccard. Ein Hinweis für alle empörungsfreudigen Frauenaktivistinnen und -aktivisten: Auch hier werden die Frauen weitgehend ignoriert, nur eines der dreizehn Personenporträts handelt von einer Frau. Immerhin ist eine Folge ganz dem Frauenstimmrecht gewidmet.

Die humorvoll gestalteten Kurzfilmen – bis Redaktionsschluss waren sieben Folgen ausgestrahlt – sind gemäss



Simpel gestrickt: Rütlichswur.

SRF für die Primarschule und die Sekundarstufe 1 geeignet. Sie sind allerdings dermassen simpel gestrickt, dass auch Kindergärtler sie verstehen können. Aus Rücksicht auf die zarten Kindergemüter wird beim Tell-Mythos gar verschwiegen, dass Tell den Tyrannen am Schluss tötet.

Nach jeder Folge relativiert der Sprecher: «Vielleicht ist nicht alles genau so passiert, aber...» Und fasst dann noch einmal in einem Halbsatz zusammen, weshalb diese Geschichte beziehungsweise diese Person trotzdem wichtig ist für die Schweiz. Es klingt, als wollten die Macher sich damit gegen Kritik von Erwachsenen absichern.

Den Kindern ist das egal: Für sie ist eine gute Geschichte einfach eine gute Geschichte.

Helveticus: Montag bis Freitag, 9 Uhr, SRF 1.



«Der Mann, auf den es ankommt»: Schauspielerin Danes.

Fernsehen

Die Ausnahmespionin

CIA-Agentin Carrie Mathison, Hauptfigur der bejubelten US-Serie «Homeland», ist Heldin, Opfer und Freak zugleich. Dass man ihr das abnimmt, verdankt sie der Schauspielerin Claire Danes. *Von Beatrice Schlag*

«Du bist die klügste und die dümmste Frau, die ich kenne», sagt Saul Berenson in der zweiten Staffel von «Homeland» zu Carrie Mathison. Berenson ist in der Serie CIA-Nahost-Chef und Carries Vorgesetzter und Mentor, seit er die zwanzigjährige Princeton-Studentin mit den perfekten Arabischkenntnissen angeworben hatte.

Berenson hat immense Bewunderung für Carries intuitives Erkennen von Zusammenhängen in der arabischen Terroristszene. Gleichzeitig fühlt er sich verantwortlich für sie, wenn sie durchdreht. Und Carrie dreht oft durch. Nicht nur wenn die manisch-depressive Agentin ihre Medikamente absetzt. Carrie, die mehrere Jahre als Spionin im Irak verbrachte, reisst auch an den Nerven von Mentor und Zuschauern, wenn sie ihre Pillen

geschluckt hat. In ihrer egomanen Getriebenheit, ihr Land vor neuen Terrorangriffen zu schützen, ignoriert sie Vorschriften und gefährdet rücksichtslos Kollegen, wenn sie von einem Einsatz überzeugt ist. Sie verliebt sich in den Marine Nick Brody und schläft mit ihm, obwohl sie überzeugt ist, dass der jahrelang von al-Qaida inhaftierte Soldat von seinen Peinigern zum USA-Feind umgedreht wurde.

Das liest sich nicht sehr plausibel. Aber wer die erste Staffel von «Homeland» sah, weiss, wie unmöglich es ist, von der Serie nicht fasziniert zu sein. Anders als die thematisch ähnliche Erfolgsserie «24» aus der Bush-Ära, deren Hauptfigur Jack Bauer auch brutalste Mittel nicht scheute, um ausländische Terroristen zu eliminieren, scheint «Homeland» aus einem behutsameren Amerika zu bereich-

ten. Obwohl für die Serie zum Teil dieselben Leute verantwortlich sind wie für «24», zeigt «Homeland» überraschenden Respekt für Denkweise und Werte seiner erbittertsten Widersacher. Das macht den Kampf gegen sie nicht weniger entschlossen, aber sehr viel spannender. Gut und Böse sind untaugliche Kategorien geworden. Jede Seite glaubt, berechtigten Grund zu haben, diesen Kampf führen zu müssen. Jeder ist egoistisch, beschädigt, hat Fehler, Schwächen, Geheimnisse und einen Rucksack voll widersprüchlich gelebten Lebens, dessen Last ihm selten klar ist. In «Homeland» sind alle manchmal Helden und noch viel häufiger Verlierer. Deswegen kann man kaum wegsehen. Alles ist kompliziert wie im eigenen Leben. Nur findet das eigene Leben selten im Geheimdienst statt. Barack Obama

sagte, er behaupte samstagnachmittags, er müsse arbeiten. Aber während seine Frau und seine Töchter Tennis spielten, sehe er im Oval Office «Homeland» an.

Dass Carrie Mathison sich ausgerechnet in den verheirateten Marine Brody verliebt, den sie wegen Verrats überführen will, hat nichts mit knisternder Erotik zu tun, die stärker ist als der Verstand. Sie ziehen sich an wie Magneten, weil beide jahrelang in einem Horroruniversum lebten, über das sie daheim mit niemandem reden können. Seine Erfahrungen als Gefolterter und sein Mitansetzen amerikanischer Gräueltaten im Namen des Antiterrorismus, ihre Schuldgefühle über Hinrichtungen, die sie möglicherweise mit verschuldet hat, machen beide zu Komplizen in einer friedlichen Umgebung, in der sie sich wie Freaks fühlen. Sie sind beide allein mit ihren Geschichten, ihren Alpträumen. Ausser miteinander, und auch da nur im Bett, weil sie so viel voreinander geheim halten müssen. Die Sexszenen zwischen den beiden sind aufregend, weil ihre Körper verzweifelt Halt beieinander suchen und ihn finden, obwohl mit Worten keiner dem anderen traut. Hunger nach wortloser Intimität war im Fernsehen nie besser zu sehen.

Hochbegabt, konfus, angreifbar

Es wurde oft geschrieben, dass «Homeland» eine Art Wiedergutmachung für die nicht von Selbstzweifeln geplagten Rachefantasien und Aktionen von «24» sei. Aber Wiedergutmachung ist ein wenig tauglicher Begriff, wenn es um Antiterrorismus geht, selbst im Fernsehen. Zwischen der Ära Bush und der Ära Obama liegen Welten. Nicht weil sie aus verschiedenen politischen Lagern stammen. Sondern weil dem unmittelbaren Durst einer Weltmacht nach Rache für 9/11 die brutale Ernüchterung darüber folgte, dass die Ausmarchung des Feindes nicht mehr auf einen klaren Nenner zu bringen ist. Dem Freund von heute winkte möglicherweise morgen einer mit besseren Angeboten. «Homeland» ist keine Entschuldigung, aber eine sehr viel informiertere und selbstkritischere Betrachtung der Folgen von 9/11 ohne blinden Haudrauf-Patriotismus.

Nicht umsonst ist die Hauptfigur von «Homeland» eine Frau, hochbegabt, aber konfus, angreifbar, oft ausser sich und selten um sich schiessend. Sie kann durchaus mit einer Waffe umgehen. Aber Patronen sind inzwischen ein wenig taugliches Mittel für Dominanz geworden. Schiessen können die Gegner auch. «Homeland» fragt mit jeder Folge, wo Vertrauen zwischen Feinden herzustellen ist. Und zeigt, wie leicht dies scheitert. An einer falschen Frage, an einem falschen Lachen, an einer leichtsinnigen Antwort, gerichtet an ein Gegenüber, das völlig anders denkt.

Carrie Mathison ist die spannendste weibliche Fernsehfigur seit langem. Emanzipation



Carrie (C. Danes) und Nick (D. Lewis) in «Homeland».

ist in ihrem Wortschatz inexistent. Seit sie von der CIA angeheuert wurde, hat sie eine Mission, an der sie keine Zweifel hat: ihr Land vor einem neuen 9/11 zu schützen. Sie ist mittelmässig attraktiv für 31, alles andere als bildschön, manisch-depressiv, alkoholabhängig, wenn sie nicht auf Pillen ist, sexuell unverklemmt. Sie bewegt sich in ihrer Wohnung wie eine Fremde, vertraut nur mit ihrem Computer, dem Medikamentenschrank im Bad und den Schnapsflaschen in der Küche. Wer konnte dieses hochbegabte Wrack spielen, ohne daraus eine Karikatur zu machen?

Claire Danes, in Europa vielen unbekannt, war in den USA schon mit vierzehn ein Star

Carrie Mathison ist die spannendste weibliche Fernsehfigur seit langem.

als Hauptdarstellerin der Serie «My So-Called Life». Die vielgelobte Serie über den verstörten, verstockten Rotschopf, der nicht wusste wie umgehen mit seiner Teenager-Einsamkeit, war ein Hit und ist wieder ein Download-Renner, seit «Homeland» anlief. Mit sechzehn spielte sie in Baz Luhrmanns «Romeo + Juliet» mit Leonardo DiCaprio das berühmteste Liebespaar der Welt. Es wurde kein grosser Erfolg. Die Kritiker waren begeistert, das Publikum blieb aus. Es wollte keine Punk-Helden für die romantischste Liebesgeschichte der Welt sehen.

Die in New York aufgewachsene Schauspieler, Tochter einer Malerin und eines Fotografen und Computerexperten, hatte bereits in dreizehn Filmen mitgespielt, als sie ihr Yale-Studium in Psychologie begann. In jenen Jahren, sagt sie, habe sie erstmals Freunde gehabt. Zuvor sei sie ein filmender Teenager mit Privatlehrer in einem Wohnwagen gewesen, der keine Ahnung von eigenem Leben hatte. Was Leben war, meinte sie aus Filmen zu kennen. Den ersten Kuss, an den sie sich erinnert, bekam sie in «My So-Called Life». Aber in Sachen Karriere war sie stur und eigensinnig. Sie wollte nur Rollen, gross oder klein, in denen

sie nicht nur Zierstoff war, sondern wichtig genug, um die Handlung voranzutreiben.

In der ersten Erwachsenenrolle, für die sie mit Auszeichnungen überschüttet wurde, spielte Danes 2010 die autistische Tierexpertin Temple Grandin. Grandins Erkenntnisse über Ängste von Tieren auf dem Weg zum Schlachthof revolutionierten den Bau amerikanischer Schlachthöfe. Ein Download-Muss, nicht nur wegen Claire Danes. Sondern auch wegen des grossartigen Mutes einer behinderten Frau, die ihr Handicap nicht als Einschränkung empfindet. Temple Grandin ist heute nicht nur eminente Expertin für Schlachthöfe, sondern hält auch weltweit Vorträge über Autismus. Sie kann verzweifelte Eltern präzise verständlich machen, wann und warum autistische Kinder sich benehmen, wie sie sich benehmen.

Double ohne Bauchwölbung

Über das, was Carrie Mathison noch bevorsteht, wird eisern geschwiegen. So verlangen es die Verträge. Claire Danes, die während der Aufnahmen zur zweiten Staffel von «Homeland» mit Ehemann Hugh Dancy ein Kind erwartete, war etwas entsetzt, dass jedes Mal, wenn ihr rundlicher Bauch ins Bild kam, jemand «belly pass» rief. Es bedeutete, dass Danes' Körper im Film mit einem Double ohne Bauchwölbung ersetzt werden musste. «Hätten sie dafür nicht einen freundlicheren Ausdruck als «Bauch weg» erfinden können?», fragte die Schauspieler.

Ihre langjährige Freundin Jodie Foster, wie sie ein ehemaliger Teenager-Star, sagt über Claire Danes: «Wir sind sehr ähnlich. Wir wissen, wer wir sind. Sie hat nie Hotelzimmer verwüstet und Stühle aus dem Fenster geworfen. Sie hat nie gegen den Mann rebelliert. Wir wurden der Mann, auf den es ankommt.»

Homeland: jeweils am Montag, 23.15 Uhr auf SRF 2



Entspannende Wohlfühlmomente

Waldhaus Flims Mountain Resort & Spa
www.waldhaus-flims.ch | info@waldhaus-flims.ch



Warten auf Madame Butterfly

Der Starfotograf im Bahnhofbuffet; ein Tenor in der Waldhütte; Pereira verkauft sein Rennpferd. *Von Hildegard Schwaninger*



Ehrensache: Sofia Coppola, inszeniert von Michel Comte.

Sie ist Mutter von drei Kindern, hat eine Public-Relations-Firma und ist im Gastro-Imperium ihrer Familie Verwaltungsrätin und für die Kommunikation zuständig. Zweimal im Jahr organisiert **Tina Candrian** in der Galerie «Au Premier» im Zürcher Hauptbahnhof Kunstausstellungen. Ihr Steckenpferd ist Fotokunst, so zeigt sie diesmal **Michel Comte**. Porträts des Schweizer Starfotografen von unter anderem: **Carla Bruni** (nackt), **Mariel Hemingway**, **Sofia Coppola**, **Naomi Campbell**, **Gisele Bündchen**, **Louise Bourgeois**, **Jeff Koons**. Die sehenswerte Verkaufsausstellung dauert bis April 2014. Ehrensache, dass bei der Vernissage die ganze Familie da war. Patriarch **Martin Candrian** und die Söhne **Patrick** und **Reto Candrian** sind in der Zunft zur Meisen. An der Vernissage gab es neben grosszügigem Candrian-Catering (Tatar- und Lachsbrötchen, Crevetten-Tempura sind immer sehr begehrt) hochkarätige Gäste. Man sah die Constaffel-Herren **Hans von Meiss** und **Franz Albers-Schönberg**. Michel Comte war nicht da. Ihn vertrat **Suzanne Speich** als Repräsentantin des deutschen Unternehmers **Andreas Putsch**, Erbe der Recaro-Gruppe, der 2005 die Rechte an Comtes Bildern gekauft hat. Comte ist in Los Angeles, wo er den Film «Madame Butterfly» dreht. Die Hauptrolle spielt seine Frau, die Japanerin **Ayako**. Speich, nicht ohne Ironie: «Ich warte auf diesen Film seit fünf Jahren.»

Er ist nicht zu bremsen: **Christian Jott Jenny**, Gründer des Festival da Jazz in St. Moritz und Gesellschaftstenor **Leo Wundergut**. Ein Mann mit Temperament! Der einstige Sängerknabe liebt Franz Schubert und organisiert seit Jahren Schubertiaden. Eine fand am Sonntagabend im Waldhuus Fällanden statt. Es sollte sein, wie es vermutlich zu Schuberts Zeiten (1797–1828) war: Musik machen im Freundeskreis und dazu einen guten Wein trinken. Die gemütliche Waldhütte war bis auf den letzten Platz besetzt, Kerzen brann-



Im Freundeskreis: Christian Jott Jenny.

ten, unter den Gästen sah man Unternehmerin **Carolina Müller-Möhl**, die mit Freundinnen da war, Rigiblick-Theaterdirektor **Daniel Rohr**, der Gedichte von Heinrich Heine vor-

trug, die Kabarettisten **Walter Andreas Müller** und **Jürg Randegger** sowie **Ralph Lindenmann**, Mitherausgeber der Hochglanz-Stadtführer «Zürich geht aus» und «Zürich kauft ein». Jenny, dessen Amt für Ideen (federführend: **Corinna Fueter**, eine Enkelin der Schauspielerin **Anne-Marie Blanc**) den Abend veranstaltete (Eintritt: 50 Franken), hat dann auch noch selber gesungen. Das war sehr schön: «Die Winterreise», am Klavier begleitet von **Andres Joho**. Jenny, der Umtriebige, der Entertainer, der Kommunikator – wenn er Schubert singt, ist er ganz bei sich. Dann löffelte man eine Suppe, Jennys Familie war auch da, die Eltern, Freundin **Martina** und Baby-Tochter **Tosca**. Die nächste Schubertiade findet am 17. November im Cabaret Voltaire statt: «Winterreise – reloaded» – mit **Dieter Meier**, Kammergesang. Was immer einen da erwarten darf ...

Zürichs ehemaligem Opernhaus-Intendanten **Alexander Pereira** geht es gut. Das sah man am Sonntag im Zunfthaus zur Saffran, wo er – gemeinsam mit Präsidentin **Helga Rabl-Stadler** – den «Freunden der Salzburger Festspiele» das Programm 2014 präsentierte. Der Erste Weltkrieg (1914–1918) wird im Fokus stehen, und so las **Sven-Eric Bechtolf** Szenen aus dem Monster-Epos «Die letzten Tage der Menschheit» von **Karl Kraus**, das er nächsten Sommer in Salzburg inszenieren wird. Pereira war mit Freundin **Daniela** da, die im schwarz-



Bestens aufgestellt: Pereira, Bechtolf.

weiss gemusterten Minikleid in der ersten Reihe sass. In der ersten Reihe auch Mäzenin **Margot Bodmer**, die Pereira in seiner Zürcher Zeit eine zuverlässige Stütze war. Sie organisierte den ersten Opernball. Zu sehen war auch Dirigent **Ralf Weikert**, der zwischen Salzburg und Forch lebt und vor allem in Tokio und China dirigiert. Auch finanziell ist Pereira im Moment bestens aufgestellt: Gerade konnte er sein Rennpferd **Beatrice** für 320 000 Euro verkaufen.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Die Kraft liegt in der Ruhe

Die Kleinkindererzieherin Jessica Vollenweider, 24, und der Polytechniker Stephan Fischer, 24, haben kürzlich geheiratet.



«Idealfall»: Brautpaar Fischer-Vollenweider.

Jessica: Wir sind beide ein wenig schüchtern. Das ist nicht nur negativ, wie man immer denkt. Die Ruhigen lassen sich mehr Zeit, sie gehen bedächtiger an eine Sache heran. Sie neigen nicht zu überstürzten Entscheidungen und knipsen das Hirn an, bevor sie losplappern. Alles dauert also etwas länger, so auch in unserem Fall.

Stephan: Als ich Jessica zum ersten Mal sah, bemerkte ich ihre natürliche Schönheit und eine glückliche und herzliche Ausstrahlung. Sie war so ganz anders als die aufgebrezelten und sich verstellenden Frauen aus der Klubszene, kurz, ich fand sie hinreissend. Mir kam allerdings nur ein einziger Satz in den Sinn: «Eine solche Frau ist für mich unerreichbar.»

Jessica: Gerade weil ich auch eher zurückhaltend bin, dachte ich: «Er ist zu schüchtern, das geht nicht.» Wir redeten an diesem Abend nicht viel miteinander, weil Stephan in der Öffentlichkeit eben kein Vielschwätzer ist. Bei späteren Begegnungen, die aufgrund unseres gemeinsamen Freundeskreises zustande kamen, bestätigte sich, dass er ruhig ist, aber auch, dass er sich nie wichtiger, schöner, interessanter macht, als er wirklich ist, und in diesem Verhalten erkannte ich ein authentisches Selbstbewusstsein.

Stephan: Irgendwann haben wir unsere Telefonnummern ausgetauscht, und was bis anhin nicht so gut ging, funktionierte plötzlich: Von da an redeten wir täglich mindestens eine Stunde miteinander. Beim nächsten Treffen waren wir uns schon sehr vertraut und tanzten eng umschlungen. Dabei sprang der Funke endgültig über, aber wir gestanden uns die Verliebtheit nicht ein. Familie und Freunde verdrehten ob meiner Verzückung bereits die Augen und drängten mich dazu, endlich Klartext zu reden.

Jessica: Bei mir war es ähnlich, aber ich liess mich nicht drängen, das erste Date hatten wir erst Wochen später, und wiederum einige Wochen später küsstest wir uns zum ersten Mal. Es war wunderschön. Von diesem Moment an waren wir ein Paar. Im Idealfall sind zwei Liebende Seelenpartner: so wie wir. Ich liebe Stephans Ausstrahlung, die ruhige Art, seinen Humor, dass er sich immer um mich kümmert, dass er für jeden Spass zu haben ist. Seine Zärtlichkeit und seine Leidenschaft sind auch wunderbar. Er zeigt mir jeden Tag, wie sehr er mich liebt. Und obwohl ich eigentlich niemals vorhatte zu heiraten, nahm ich seinen Antrag ohne Zögern an. Wir hatten beide einen Adventskalender, der vom anderen mit 24 Geschenken gefüllt worden war. Am 21.12.2012 fehlte bei mir das Geschenkelein. Ich dachte mir nichts dabei. Am Abend wollten wir ausgehen, es stand eine Stretchlimo vor der Türe, und Stephan überreichte mir ein grosses Geschenk. Noch während ich es öffnete, fragte er mich, ob ich ihn heiraten möchte.

Stephan: Vor wenigen Monaten gaben wir uns an einem Strand auf Mauritius das Jawort. Ausser einem Trauzeugen und Jessicas Vater war niemand aus unserem Bekanntenkreis anwesend. Unsere Familien wollten bei unserer Rückkehr das, was geschehen war, gar nicht wahrhaben. So gaben wir uns das Eheversprechen einen Monat später erneut. Diesmal auf einem Schiff, das über den Hallwilersee tuckerte.

www.strech.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Christian Levrat

Von Andreas Thiel — Das Wunder kommt von links.

Andreas: Sag mal, Christian, wie hast du nur wieder das Kunststück fertiggebracht, auch an den Parteispitzen von CVP, BDP und FDP Sozialdemokraten zu installieren?

Christian: Hast du etwas gegen Sozialdemokraten?

Andreas: Ich? Nichts. Wieso? Ich bin ein grosser Anhänger der linksautonomen Szene.

Christian: Wieso ausgerechnet der autonomen Szene?

Andreas: Wenn die Krawall machen, hat die Polizei weniger Zeit, um Parkbussen zu verteilen.

Christian: Die öffentliche Hand benötigt aber das Bussengeld.

Andreas: Wozu?

Christian: Um Gutes zu tun.

Andreas: Die öffentliche Hand tut nie Gutes.

Christian: Wieso nicht?

Andreas: Die öffentliche Hand ist hohl.

Christian: Sie unterstützt aber Randständige.

Andreas: Also die linksautonome Szene?

Christian: Und Künstler.

Andreas: Das ist hohl.

Christian: Wieso?

Andreas: Im Schatten des Staates kommt Kunst nie zum Blühen.

Christian: Auch du kannst nicht ohne Politik leben.

Andreas: Das klingt, wie wenn du sagen würdest: «Auch du kannst nicht ohne Lüge leben.»

Christian: Was hat Politik mit Lüge zu tun?

Andreas: «Politik» ist das politisch korrekte Wort für «Lüge». Niemand lügt mehr als Politiker.

Christian: Das stimmt doch nicht.

Andreas: Du hast Recht. Es gibt eine Personengruppe, die noch mehr lügt als Politiker.

Christian: Wer?

Andreas: Politikerinnen.

Christian: Wie kommst du darauf?

Andreas: Frauen reden mehr als Männer. Und da in der Politik gelogen wird, müssen Politikerinnen rein statistisch mehr lügen als Politiker.

Christian: Langsam wundere mich bei dir gar nichts mehr...

Andreas: Sag mir jetzt lieber, wie du das Wunder vollbracht hast, fast alle Bundesratssitze und fast alle Parteipräsidien mit Linken zu besetzen.



Die andere Seite

Von Peter Rüedi



Jeder Trend hat seinen Slogan. «Think global, drink local» meint nichts anderes als die neue Wertschätzung der Nische. Da macht sich denn auch ein neuer Typus des Konsumenten bemerkbar, der «Kirchturmtrinker». Für den ist schon des Teufels, was er sich nicht zu Fuss vom dorfansässigen Winzer beschaffen kann. Einmal abgesehen davon, dass in der einerseits verstädterten, andererseits bergig unwirtschaftlichen Schweiz Rebland rar und für die allermeisten der Weinmacher fern ist: Das Lob der Nische muss ja nicht notwendig Lokalpatriotismus meinen.

Local is everywhere. Das ist zwar nicht nur ein Paradox, sondern auch eine Banalität, aber eine bedenkenswerte in Zeiten, wo manche das Kotelett verweigern, wenn sie den Namen des Kalbs nicht kennen, von dem es stammt. Ist ja zu verstehen. Mehr Mühe machen mir Kirchturmtrinker, die prinzipiell einen Wein aus, sagen wir: Neuseeland zurückweisen (und zwar nicht aus auch noch nachvollziehbaren Rücksichten auf die Öko-Bilanz). Um bei unserer *opposite number* im Pazifik zu bleiben, genauer bei einem sehr eigenwilligen, gebändigten, aber strahlenden Sauvignon blanc aus der Region Marlborough im Norden der Südinself von Neuseeland: Sie verpassen etwas, was nicht zu vergleichen ist mit den Sauvignons aus den klassischen Gebieten der Alten Welt.

An diesem Wein aus Neuseeland ist alles jung. 1960 bestand die Rebfläche des Landes noch aus ganzen 400 Hektaren. 2012 waren es über 34 000 Hektaren. Unter denen nehmen sich die Weinberge des Hauses Matua, die Anbauggebiete in den Tälern des Wairau und des Awatere, fast wie eine Nische aus. Jung ist der *winemaker* von Matua mit dem heraldischen Namen Nikolai St George, der Shootingstar der Szene. Unverschämt jung und vital ist der Eindruck, den dieser Wein in der Nase, am Gaumen, im langen Nachklang macht: exotische Eleganz (Passionsfrucht, Grapefruit, Limette) über gemüsigen Noten ergeben einen tollen Spagat. (Und dies ist noch nicht der «Single Vineyard Wine» von Matua, der Top-Lagenwein!)

Matua: Paretai Sauvignon blanc 2012, Marlborough, New Zealand. 13,5%. Rutishauser. Fr. 14.50
www.rutishauser.com

Wodka, Gin und Rum

Von Jürg Zbinden



Mit hochprozentigen Spirituosen ist es ein wenig wie mit Fleisch: Während man beim Verzehr von Letzterem Veganer und Vegetarier gegen sich aufbringt, schlagen beim Alkohol Abstinenzler und Gesundheitsorganisationen Alarm. Und irgendwie haben sie alle recht. Doch geht es beim Fleisch wie bei den geistigen Getränken um die Frage der Qualität und Quantität. Ein massvoller Genuss sollte nicht gleichgesetzt werden mit krankmachender Sucht.

1 — «Absolut Wodka», der Wodka aus Schweden, ist zum einen bekannt für seine innovativen Werbekampagnen und zum andern für das spezielle Design der Flaschen. Natürlich wird er auch konsumiert, weil die Qualität stimmt. «Absolut Elyx» leitet sich ab von «Elixier» und vom schwedischen Wort *lyx* (Luxus). «Absolut Elyx» ist ein regionales Produkt, man spricht von Single Estate Wodka: Der Winterweizen stammt exklusiv aus der Region Råbälöf, weniger als 25 Kilometer von Åhus entfernt, das Wasser zum Reduzieren des Wodkas wird aus der 145 Meter tiefen Quelle Pristine geschöpft, die in der Nachbarschaft der Destillerie liegt; sie war also niemals Verunreinigungen ausgesetzt, wodurch ihre hohe Reinheit garantiert ist. Diese Nähe garantiert eine vollständige



und ständige Kontrolle der Qualität. Der kupferne Destillationskolben, der eigens der Herstellung gewidmet ist, wird manuell betrieben, Kupferstücke werden bei jedem Batch während der Destillation von Hand hinzugefügt. Erhältlich bei Manor und Jelmoli für rund Fr. 80.– (70 cl) oder etwa Fr. 175.– (Magnum).

2 — «Beefeater 24»: Die Inspiration für diesen London Dry Gin fand *master distiller* Desmond Payne an einem gewöhnlichen Londoner Tag, der mit einer Tasse Tee beginnt. Um diesen aussergewöhnlichen Gin herzustellen, müssen alle Botanicals sowie Sencha-Tee aus Japan und Grüntee aus China während 24 Stunden in bestem Getreide-Destillat eingelegt werden. Erhältlich bei Globus (Fr. 39.90) und Jelmoli (Fr. 49.90).

3 — Der mehrfach preisgekrönte «Havana Club Selección de Maestros» folgt einem einmaligen Rumkonzept von Don José Navarro. Er wird direkt vom Fass mit 45 Prozent Alkoholvolumen abgefüllt. Eine meisterhafte Kombination aus der Leichte und Sanftheit eines klassischen *sipping rum* und der Komplexität von sorgfältig gereiften Rums. Erhältlich bei Globus (Fr. 85.–) und Manor (Fr. 79.90).

Zadar–Šibenik–Split–Korčula–Dubrovnik mit MV Thurgau Dalmatia



- Schiff im Yachtstil für max. 32 Gäste
- Rauschende Krka-Wasserfälle
- Zrmanja Grand Canyon, berühmt durch Winnetou-Filme
- Tiefblaue Plitvicer Seen
- Dalmatinische Inselwelt

MV Thurgau Dalmatia****

2012 erbaut, bietet sie Platz für max. 32 Gäste und eine angenehme Atmosphäre. Die grosszügigen Kabinen verfügen über Dusche/WC Föhn, TV und regulierbare Klimaanlage. Die Hauptdeck-Kabinen (ca. 11 m²) haben kleine, nicht zu öffnende Fenster, aber extra Frischluftzufuhr, die Kabinen auf Ober- und Promenadendeck (ca. 10 m²) Fenster zum Öffnen. Die Mahlzeiten werden im Salon in einer Sitzung eingenommen. Auf Promenaden- und Sonnendeck gibt es Liegestühle. **Nichtraucher Schiff** (Rauchen im Aussenbereich erlaubt).

Tag	Destinations	Programm / Ausflüge
1	Schweiz–Zagreb–Zadar	Flug mit Croatia Airlines nach Zagreb. Bustransfer nach Zadar mit Ausflug* zu den Plitvicer Seen. Einschiffung, Willkommenscocktail und Abendessen.
2	Zadar	Busausflug* zum Zrmanja Canyon. Mittagessen mit einheimischen Spezialitäten in einem traditionellen Gasthof. Stadtrundgang* Zadar. Individuelles Abendessen.
3	Zadar–Škradin–Šibenik	«Leinen los!» Fahrt entlang der Inselgruppe des Kornati Nationalparks. Besuch der Wasserfälle von Krka. Fahrt in Ausflugsbooten* zum «Skradinski Buk». Rundgang durch die einmalige Fjordwelt. In Šibenik individuelles Nachtessen.
4	Šibenik–Split–Omiš	Vormittags Stadtrundgang* durch Šibenik. Am Nachmittag Stadtrundgang* durch Split. Weiterfahrt nach Omiš und individuelles Nachtessen.
5	Omiš–Metković	Fahrt mit Ausflugsbooten* auf dem Cetina-Fluss bis zu «Radmanove mlinice» (Radmans Mühle). Küsten-/Flussfahrt bis Metković. Kapitän-Dinner.
6	Metković–Korčula	Busausflug* nach Vid mit Museumsbesuch und Bootsfahrt ins Neretva-Delta. Mittagessen. Fahrt zur Insel Korčula. Abendessen an Bord oder individuell in Korčula.
7	Korčula–Dubrovnik	Abfahrt am frühen Morgen. Am Nachmittag Rundgang* durch die Altstadt Dubrovnik.
8	Dubrovnik–Schweiz	Ausschiffung, Transfer zum Flughafen, Rückflug nach Zürich. Individuelle Heimreise.

Dubrovnik–Zadar Reise in umgekehrter Reihenfolge mit kleinen Anpassungen.

* Ausflug im Arrangementpreis inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten

Partnerfirma: Ugostiteljsko Turisticki Obrt Frane, Fam. Marunčić



Grand Canyon von Zrmanja



2-Bettkabine Hauptdeck

8 Tage ab Fr. 1290.–

Rabatt von Fr. 400.– bereits abgezogen (ohne Flug)

inkl. alle 9 Ausflüge im Wert von Fr. 300.–

Es het solangs het
Rabatt* bis Fr. 400.–
*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs

Abreisedaten 2014

Zadar–Dubrovnik	Rabatt		
30.04. 200	25.06. 200	20.08. 200	15.10. 400
14.05. 200	09.07. 200	03.09. 200	
28.05. 200	23.07. 200	17.09. 200	
11.06. 200	06.08. 200	01.10. 200	

Dubrovnik–Zadar	Rabatt		
07.05. 200	18.06. 200	30.07. 200	10.09. 200
21.05. 200	02.07. 200	13.08. 200	24.09. 200
04.06. 200	16.07. 200	27.08. 200	08.10. 300

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Frühstück und Mittagessen sowie 4 Nachtessen in Zadar, Metković, Korčula und Dubrovnik
- Kaffee/Tee dazu Gebäck je nach Programm
- Alle Ausflüge
- Alle Hafentaxen, Gebühren und Transfers
- Deutschsprachige Gästebetreuung

Nicht inbegriffen: Flug Schweiz–Kroatien und v.v., Versicherungen, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Zusätzlich wegen grossem Erfolg! NEU ab 2014 MV Paradis****

8 Tage ab Fr. 1390.–
(Rabatt von Fr. 400.– bereits abgezogen, ohne Flug, inkl. alle 9 Ausflüge im Wert von Fr. 300.–)

Abfahrten wöchentlich
ab 27.04. bis 22.06. und 17.08. bis 12.10.
Gleiche Reise wie mit MV Thurgau Dalmatia mit kleinen Änderungen. Statt Metković Insel Hvar.

Informationen www.thurgautravel.ch oder Katalog

Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)	
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1690
2-Bettkabine Hauptdeck	1890
Einzelkabine Hauptdeck	2490
2-Bettkabine Oberdeck hinten	1990
2-Bettkabine Oberdeck	2090
2-Bettkabine Promenadendeck	2190
Zuschlag 2-Bett zur Alleinbenutzung HD	890
Zuschlag 2-Bett zur Alleinbenutzung OD	990
Flug Zürich–Zagreb/Dubrovnik–Zürich oder v.v. mit Croatia Airlines inkl. Taxen und Gebühren	490
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	73



Der Katalog 2014 ist da!

Schweizer Qualität und Verlässlichkeit zu Super Preisen!

Reisen zu mehr als 50 Destinationen mit über 60 Schiffen.

Bestellen Sie jetzt Ihr Exemplar!

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550
Verlangen Sie Frau Anica

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden



Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel
Aussergewöhnliche Reisen
zu moderaten Preisen



RADIO MONTE CARLO

C'EST CHIC

Im Kabelnetz, auf www.radiomontecarlo.ch
und jetzt neu auch auf dem iPhone



Auto

Wie lange geht es noch?

Zwei Zylinder weniger, aber immer noch ein grosser, bequemer Reisewagen: der neue Porsche Panamera 4S. *Von David Schnapp*

Wer bisher einen Panamera 4S fuhr, hatte vor sich einen 4,8 Liter grossen Achtzylindermotor. Weil aber nicht mal die zeitlose Marke Porsche an den Erfordernissen des Zeitgeists und neuer CO₂-Gesetze vorbeikommt, galt für das Triebwerk des neuen Panamera 4S «das Downsizing-Konzept», wie es in der Pressemitteilung heisst. Man kam zu «einem völlig neuen Motor: einem V6-Triebwerk mit drei Litern Hubraum und Biturbo-Aufladung». Nun sind Sechszylindermotoren mit Biturbo-Aufladung zwar in der Ober- und Mittelklasse gerngesehene Antriebseinheiten, aber es gibt sie selbst in einer 3er-Limousine von BMW. Wie geht nun also der Porsche-Fahrer, der ja mit seinem Auto nicht nur die Freude an ausgezeichneter Technik, sondern auch den Wunsch nach einer gewissen Exklusivität ausdrückt, mit diesem «Downsizing» um?

Leicht durch die Kurve

Nachdem wir zum ersten Mal den Zündschlüssel im neuen Panamera gedreht haben, ist ein sonores, tiefes Grummeln zu hören, akustisch ist der V6 naturgemäss etwas be-

scheidener als der grosse Achtzylinder-Sauger, der uns im Vorgänger grosse Freude gemacht hat. Bei den Fahrleistungen aber gibt es keine Abstriche zu machen. Sogar 20 PS mehr Leistung und 20 Newtonmeter mehr Drehmoment konnten die Ingenieure mobilisieren, und was für den alten Panamera galt, gilt auch für den neuen: Das Staunen darüber, wie flink und scheinbar wendig dieses grosse, schwere Auto durch die Kurve geht, wie leichtfüssig es beschleunigt und wie wunderbar ruhig und satt es auf der Autobahn liegt. Man fragt sich als Fahrer eigentlich immer, wie lange es noch geht, bis man ankommt, und hofft, dass es noch möglichst lange dauern möge. Zum Vergnügen auf der Langstrecke trägt ausserdem das wohlriechende Leder im kühl-perfekten Ambiente des Innenraums bei, dazu die bequemen Sitze und nicht zuletzt natürlich das hervorragende, luftgefederte Fahrwerk.

Damit man in den Genuss dieses Fahrkomforts kommt, muss man einen Aufpreis leisten, sowohl die adaptive Luftfederung als auch das hervorragende «Dynamic Chassis Control» kosten zusätzlich. Der Grundpreis übrigens ist trotz zwei Zylindern weniger leicht gestiegen, aber in den nun 145 200 Franken sind dafür ein Parkassistent hinten, ein Tempomat oder eine automatische Heckklappe inbegriffen. Insgesamt also bleibt der Panamera auch mit neuem, kleinerem Motor ein exklusives Fahrzeug – falls daran Zweifel bestanden hätten.

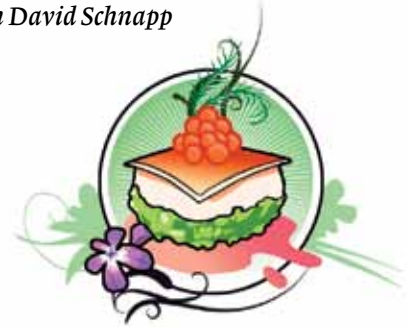
Porsche Panamera 4S

Leistung: 420 PS, Hubraum: 2997 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 286 km/h
Preis: Fr. 145 200.-; Testwagen: Fr. 185 490.-

Zu Tisch

Torf und Steinbutt

Von David Schnapp



Gute Köche sind in der Regel unverwechselbare Charaktere, es gibt eigenwillige, lustige, detailversessene, laute, leise. Ihre Persönlichkeit widerspiegelt sich auf den Tellern, die sie anrichten. Zwei, die unterschiedlicher nicht sein könnten, wollen wir anhand ihres gedruckten Werks hier kurz vorstellen. Da ist zum einen Fabian Inderbitzin – der Schwyzer, der in Hergiswil direkt am Vierwaldstättersee im «Belvédère» kocht, gilt als höchst talentierte Zukunftshoffnung. Inderbitzin ist schon äusserlich ein Charakterkopf und einer, der weiss, was er will. Dabei baut er auf der klassischen Haute Cuisine mit edlen Produkten wie Langustine, Steinbutt oder Foie gras auf, stellt zwei, drei Nebendarsteller dazu und präsentiert das in akkuraten, geometrischen Arrangements. Das ist beim Reproduzieren mit seinem Buch «My Way» zu Hause gut machbar – wenn man den Aufwand nicht scheut, den viele Komponenten oder ein Kalbsjus verlangen.

Ein ganz anderes Kaliber – dies als wertfreie Feststellung – ist Stefan Wiesner, der «Hexer» aus dem Entlebuch, wo Gerichte entstehen, die europaweit ausstrahlen. In seinem «Rössli» in Escholzmatt pflegt er die «Avantgardistische Naturküche», so der Titel seines Kochbuchs, das trotz Rezepten eher dazu dient, zu verstehen, was dieser besondere Koch und aussergewöhnliche Typ da eigentlich tut, als dass man es selber kochen könnte. Wiesner arbeitet mit Hölzern, röstet sie für eine Suppe, parfümiert damit ein Eigelb oder kombiniert rohen Torf mit Schokolade. Das ist, auch wenn er in unmittelbarer Nähe nach Zutaten sucht, teilweise recht weit hergeholt und in der eigenen Küche nur schwer umsetzbar.



Stefan Wiesner: Avantgardistische Naturküche. AT-Verlag, 272 S., Fr. 98.–

Fabian Inderbitzin: My Way – Das Kochbuch. Seerestaurant Belvédère. Weber, 160 S., Fr. 89.–



«Liegt in den Genen»: Programmleiterin und Interviewerin Lässer.

MvH trifft

Claudia Lässer

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit der Schweizer Frau, die neu im Grunde das Gleiche macht wie unser Kolumnist.

Gratuliere zu deinem neuen Job.» (Das Talkformat «Persönlich by Claudia Lässer» auf Teleclub Prime, einem neuen Abonentensender.) «Danke, ja, ist lässig.» – «Ist das eine Vollzeitstelle?» – «Ich mache es zu achtzig Prozent; also ich bin Programmleiterin, gell, und habe eine Talksendung. Und ich habe daneben noch eine Firma, mache Fernsehproduktionen und, natürlich, Moderationen.» – «Wann ist für dich ein Interviewpartner ein guter Interviewpartner?» – «Dann, wenn es passieren kann, dass man miteinander in einen [Gesprächs-]Flow kommt. Und wenn Vertrauen da ist, dass er mir auch Persönliches, sein Leben erzählt. Die Sendung heisst ja auch «Persönlich».» – «Wie wichtig ist es, dass es jemand Berühmtes ist?» – «Für mich ist es, glaube ich, wichtiger, dass jemand Format hat, im Sinn von Ecken und Kanten. Charisma hat, dass er reden kann. Das Format dauert 45 Minuten.»

Zu Beginn ihrer Laufbahn gewann sie einen Schönheitswettbewerb; in der Folge war sie

Moderatorin verschiedener Fernsehsendungen («Claudias Sofa» oder «Jet Set» auf Star TV) sowie Anlässe (etwa Unicef-Gala) und, logischerweise, Castingshow-Jurymitglied («Einer wie Beni»). Bevor sie für den Pay-TV-Sender Teleclub zu arbeiten begann, führte sie die Geschäfte des Schweizer Sportfernsehens. Ein Haftungsausschluss: Wir sind bekannt miteinander. Sie liess sich etwa für eine Gesprächsreihe, die ich hatte, vor Zuschauern befragen.

«Meine Erfahrung: Wenn man Nobodys befragt, fallen die Leser- oder Zuschauerzahlen. Egal, wie interessant das Gespräch ist.» – «Hmm. Best case ist: Man kennt einen, und er hat auch noch Format ...» – «Und er macht mit, und zwar dann, wenn man ihn braucht und er aktuell ist. Nicht im Herbst 2014, wenn sein Hotel vielleicht öffnet [so geht das bei Samih Sawiris, den ich seit einem Jahr bitte]. Was machst du dann?» – «Es gab mal ein Format

[auf heute SRF 1], für das Patrick Frey mit wildfremden Menschen in ein Café sass, die aber Geschichten hatten ... Ich blieb konstant hängen, weil das, was sie wiedergaben, mich interessierte und berührte. Klar ist es gut, grosse Namen zu haben, aber grosse Namen sind manchmal sehr flach im Gespräch.» – «Ja, klar, aber wenn zum Beispiel Elton John sagt, er möge Schweizer Schokolade, ist das ein Seitenaufmacher. Wenn wir es davon haben: Wie verhinderst du, dass nur 66-jährige Männer auf dein Sofa sitzen?» – «Das habe ich ja selber in der Hand ... Es gibt genug 40- und 35-jährige Männer und Frauen, die Profil haben, sonst täte es mir leid für unsere Gesellschaft.»

«Hast du eine erste Frage, die du immer bringen kannst?» – «Nein, das hat Roger Schwinski schon. Es ist eine brillante Frage; nur, ich behaupte, «Wer bist du?» am Anfang zu bringen, ist nicht gleich effektiv, wie wenn man es nach zehn Minuten fragen würde, wenn der Gast warm ist.» – «Was wäre deine erste Frage an Christoph Mörgeli?» – «Spannender Gast; schwierig, wie gut hat er seine Maske im Griff ... Spontan: wo er im Moment steht als Mensch.» – «An Marc Forster?» – «Ganz konkret etwas zum aktuellen Projekt, bevor ich tiefer gehen würde.» – «Ich quäle dich nur noch mit einem Namen: Edward Snowden?» – «Ich würde seine Biografie studieren: Was ist da in der Kindheit gelaufen? Es liegt nahe, dass es um eine Ego-Geschichte geht ... vernachlässigtes Kind, wenig Aufmerksamkeit? Aber so kann man nicht einsteigen.» – «Drei interessante Menschen, wie viele davon Frauen?» – «Ich muss dir recht geben: Es gibt mehr Männer, die sich, aus was für Gründen auch immer, in diesen Bereichen bewegen. Und die Eier haben, etwas Interessantes, oder auch Blödes, in die Öffentlichkeit zu schiessen. Ich glaub, es liegt in den Genen – schlussendlich sind Männer öfters die Alphatiere, und die Frau übernimmt die Rolle der Verbindenden.»

«Eine Interviewpartnerin gibt's, und sie kommt jedem in den Sinn: Melanie Winiger [will nicht in die Weltwoche, auch nicht mit ihrem Urteil über die Zeitschrift, falls das interessiert]. Was würdest du sie fragen?» – «Ich würde einsteigen mit dem Frauenansatz: sich selber verwirklichen, gute Mutter sein wollen, auch noch eine attraktive Partnerin ... ein Balanceakt. Wie meistert sie das? Sie ist wahrscheinlich noch nicht an dem Punkt, wo sie sich schon übermässig positioniert hat und sich alles leisten kann. Es ist etwas anderes, wenn man Angelina Jolie ist.» – «Was mich zum Schluss interessiert: Wie machst du es, immer wieder einen guten oder besseren Job zu finden?» – «Ich glaube, grundsätzlich muss man *verhebe* als Person. Und Qualität liefern.»

Ihr liebstes Restaurant: «Cinque», Langstrasse 215, Zürich, Telefon 044 272 46 30.

Unser Sinn für Vollkommenheit.
Senator Chronometer Regulator



Glashütte
ORIGINAL

www.glashuette-original.com

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

Der Senator Chronometer Regulator. Ästhetik, Eleganz und Präzision. Ein offiziell zertifizierter Chronometer kombiniert mit der klassischen Anzeige eines Regulators. Es dominiert als einziger, zentraler Zeiger der Minutenzeiger, während sich die übrigen Zeiger in dezentralen Zifferblattbereichen drehen. Erfahren Sie mehr unter www.glashuette-original.com. Unsere iPhone-Applikation können Sie vom App Store herunterladen.